XIII. Jahrg. Berlin, den 12. November 1904. Nr. 7.



Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft
Friedrichstraße 10.
1904.



Berlin, den 12. November 1904.

Japanische Sitten.

Japan ist eine weltgeschichtliche Attrape. Wenig innerer Gehalt, aber viel äußerer Glanz. Es hat nicht eine Religion, sondern drei, also eigentlich gar keine. Damit ist aber sofort auch erklärt, daß Japan keine weltgeschichtliche Entwickelungstufe bildet, daß es keine wirkliche Lebensgestaltung der Geschichte ist. Japans Geistesleben hat drei Köpfe; und auch die Glieder sind anderen Geschichtgestaltungen entlehnt. Wie der alte, reine Kamidienst (Ahnenkultus) gewesen, wissen wir nicht; denn er hat keine Urkunden. Der spätere, uns allein bekannte Kultus ist so sehr mit buddhistischen und chinesischen Elementen vermischt, daß er gar nicht als eine besondere Religion gelten kann. Wenn wir die fremden Bestandtheile wegnehmen, so bleibt nichts als ein etwas abgeglätteter Dämonendienst, wie ihn die wilden Völker auch haben. Eine innere Gedankenentwickelung können wir in den kindisch-phantastischen Träumereien eben so wenig finden wie eine Einwirkung auf das menschliche Leben. Die glänzendste Seite japanischen Lebens ist die Industrie, die Bewunderung verdient und die chinesische weit überflügelt hat. Der moderne Japaner zeigt für geistige Bildung viel Interesse. Selbst die untersten Klassen können schreiben und lesen; sogar den gemeinen Soldaten findet man in den Freistunden meist über Büchern. Durch seine Lage ist Japan gegen fremde Einfälle ziemlich geschützt. Als im sechzehnten Jahrhundert katholische Missionen die Japaner in Massen zum Christenthum bekehrten, begann eine grausame Christenverfolgung, die vierzig Jahre dauerte. In den Orten, wo das Christenthum viele Anhänger hatte, müssen noch jetzt alle Einwohner an einem bestimmten Tage einen metallenen, auf die Erde gelegten Kruzifixus mit Füßen

treten. Das muß auch Jeder thun, der das Rathhaus von Nagasaki betritt. Gegen Angriffe ist Japan immer gerüstet; doch hat es zwei Jahrhunderte lang in ungestörtem Frieden gelebt. Adolf Wuttke (1853).

*

Yeijiro Ono, Doktor der Philosophie an der Michigan-Universität, hat uns in seinem Buch The industrial transition in Japan einen sehr werthvollen Führer durch seine Heimath gegeben. Nach der Meinung dieses durch historischen Sinn und durch die Fähigkeit zur Abstraktion ausgezeichneten Gelehrten hat Japan drei Aufgaben zu bewältigen. Es muß seine Gesetzgebung und Verwaltung den Reformgedanken der Walpole, Quesnay, Turgot und Stein anpassen. Zweitens muß es in ein paar Jahren mit der Einführung der Maschinen fertig werden, die in Europa mehr als ein Jahrhundert gedauert hat. Drittens muß es sich die neue soziale Ethik schaffen, die der veränderten Wirthschaftform, seinem Industrialismus, entspricht. Noch lebt die weit überwiegende Mehrheit des Volkes vom Ackerbau, dem aber nur ein winziger Theil des Bodens unterworfen ist. Fast ausschließlich herrscht der Kleinbetrieb. Zwar giebt es Großgrundbesitzer; doch meist hat der japanische Landwirth nur zwei Hektar. Wenn er geschickt und fleißig ist, erntet er darauf achtzig bis hundert Hektoliter Reis. Die Frauen und Töchter züchten Seidenwürmer oder sitzen am Webstuhl. Die Gesammtarbeit der Familie sichert ein behagliches Leben. Ein Landarbeiter verdient im Durchschnitt jährlich hundertundzwanzig Mark; außer dem Lohn hat er freie Kost, die aber schmal und billig ist. Der japanische Boden ist dem Ackerbau sehr günstig; ist ers auch der Industrie? Japan hat Seide. Ob seine Baumwolle mit der Indiens und der Vereinigten Staaten konkurriren kann, wird die Zukunft lehren. Wolle fehlt ganz; aber Australien, die große Lieferantin, hats nach Japan viel näher als nach Europa. Entscheidend wird für die industrielle Entwickelung des Landes die Antwort auf die Frage nach dem Kohlenreichthum sein. Trotzdem 1884 erst 870382 Tonnen gefördert wurden, behauptet Yeijiro Ono, der Boden berge Kohlenschätze. Ist Das richtig, dann kann heute noch Niemand voraussagen, wie weit es diese geduldigen und geschmeidigen Schüler Europas und Amerikas bringen können, die arbeitsam, kühn und durch keine lähmende Tradition gehemmt sind, die ausgedehnte Küsten, eine dichte Bevölkerung und eine Ueberfülle geschickter und billiger Hände zu jeder Arbeit haben. Ihre Leistung in Handwerk und Kunstgewerbe ist weltberühmt. Unsere Vertheidiger des achtstündigen Arbeitstages sollten bedenken, daß in Japan fast überall zwölf Stunden gearbeitet wird. Neben den Männern stehen Frauen und Kinder in der Fabrik.

Textilarbeiter erhalten für zwölfstündige Arbeit vierzig bis fünfzig, Frauen höchstens dreißig Pfennige. In der Industrie werden also noch schlechtere Löhne gezahlt als in der Landwirthschaft. Der Westen ist kurzsichtig. Auf einer Arbeiterschutzkonferenz dürften Chinesen und Japaner nicht fehlen. Werden sie noch länger verkannt und übersehen, dann wird ihre mit unserer Technik genährte Kraft den verweichlichten Söhnen Europas bald zeigen, was ein fleißiges und genügsames Volk vermag. Paul Leroy-Beaulieu (1890).

*

Trotz allen Bannflüchen der Regierung wächst die Macht des Sozialismus in Japan schnell. Zwei Professoren, Beide Christen, haben sich in den letzten Jahren offen zu sozialistischen Grundsätzen bekannt. Der Druck des Kapitalismus erleichtert uns die Arbeit. Die gesellschaftlichen Zustände sind unhaltbar. Regierung und Bourgeoisie bis ins Mark korrumpirt. Die Ausbeutung kennt keine Grenzen. Unsere Politik ist ein verpesteter Sumpf. Nur der Klassenkampf, der zur Herrschaft des Proletariates führt, kann uns retten. Joseph Katayama (1901).

*

Nach der letzten Volkszählung (1899) hatte Japan auf 147 635 Quadratmeilen 44 260 000 Menschen (ohne Formosa und die Peskadoren). Ungenügende Kohlenlager, geringer Ertrag der Eisen- und Kupferminen. Alles fehlt hier, was modernen Völkern Kraft und Macht verleiht. Aber Gott gab dem Japaner einen offenen Kopf und den heißesten Bildungdrang. Herr Scherer, der Jahre lang eine der größten öffentlichen Schulen in Japan leitete, war fast schon verzagt, als er seine Schüler unbeweglich und uninteressirt vor sich sitzen sah. Bald aber erwachte ihr Eifer und sie verblüfften den Lehrer durch die Fülle verständiger, reiflich überlegter Fragen. Nie hatte er junge Leute von solcher Intelligenz, solchem Fleiß unterrichtet. Ein Land, das solche Söhne hat, kann einen Vorderplatz fordern. Vor jeder neuen Schulstunde gingen sie in den großen Saal und neigten sich tief vor dem dort hängenden Bilde des Mikados. Von frühster Kindheit an wird ihnen die Patriotenpflicht eingeschärft.

Die Marinewerkstätten von Yokasuka sind, nach dem unverdächtigen Zeugniß des Engländers Rosman, nicht weniger leistungfähig als die von Portsmouth und Wolwich. Japanische Ingenieure bauen Torpedoboote ersten Ranges und liefern Kanonen, die mindestens so gut sind wie die von Krupp und Armstrong. Das Arsenal von Koisnikawa liefert täglich hundert vorzügliche Gewehre und zwanzigtausend Patronen. Das Alles wird von eingeborenen Arbeitern geleistet. Die Soldaten, die sich mit ein paar Reiskörnern und

einem Stückchen Fisch begnügen, sind stets nüchtern, gut zu Fuß, tapfer, ausdauernd, in jedem Augenblick zur Hingabe ihres Lebens bereit: das beste Werkzeug, das ein Feldherr sich wünschen kann. Elektrisches Licht, Telegraph und Telephon sind überall im Gebrauch; Armee und Marine bedienen sich auch schon der drahtlosen Telegraphie. Die Verwaltung der Post und Eisenbahn ist besser als irgendwo in Europa und Amerika. Keine Arbeit, keine Qual wirft den Japaner nieder. Oft, erzählt Scherer, sah ich Menschen in einer Weise gepeinigt, die unsere energischsten Männer zur Raserei getrieben hätte; die Leute arbeiteten aber stumm, ohne ein Zeichen des Schmerzes, weiter. Auch von Krankheit lassen sie sich nicht schrecken. Verwandte, Freunde, Nachbarn umringen den Schwerkranken. Das Isolirsystem unserer Aerzte wird hart getadelt. Dabei treibt sie nicht etwa das Mitgefühl ans Krankenbett, sondern, wie sie selbst offen sagen, die Gewohnheit. Mitleid ist ihnen so fremd wie den Chinesen. Die Zahl der Irrenanstalten und Krankenhäuser ist sehr gering. Irre werden in enge Käfige gesperrt und nur durch den Tod befreit; kein Verwandter sucht sie auf. Wenig Mitgefühl, aber ein ungeheurer Stolz. Die Japaner halten sich für ein privilegirtes Volk; und wenn sie im Kriege gegen Rußland siegreich bleiben, wird dieser Stolz Formen annehmen, die für die Nachbarn kaum erträglich sein werden. Dazu kommt eine uns unbegreifliche Genügsamkeit. Wo ein Europäer verhungern würde, finden zehn japanische Familien ihr Auskommen und sparen vielleicht noch. Scherer fragte einmal, welchen Lohn ein Dienstmädchen erhalte. Antwort: Kost und Kleidung (Beides spottschlecht und spottbillig) und fünfzehn Mark jährlich. Das schien dem Befragten fast schon zu viel.

Die Japanerin, die eine gute Mutter, aber auch schnell bereit ist, das Kind zu töten, das sie nicht ernähren kann, hat, trotz ihren unbestrittenen Reizen, ein hartes Leben. Sie ist und bleibt ein unfreies Geschöpf niederen Ranges. Sie kann vom Ehemann verstoßen werden, wenn sie den Schwiegereltern nicht gehorcht, keine Kinder bekommt, durch ihren Wandel Anstoß giebt, krank wird, klatschsüchtig ist oder stiehlt. Selbst die christlichen Japaner sehen in ihren Frauen oft nur das zum Geschlechtsvergnügen oder zur Ausbeutung brauchbare Stück Fleisch. Ein fürs Predigtamt bestimmter Seminarist erbat von Scherer einst einen längeren Urlaub, den er benutzen wolle, um nach Amerika zu gehen. Auf die Frage, ob er auch die zu so langer und theurer Reise nöthigen Mittel habe, antwortete er mit der größten Seelenruhe, er habe seine Frau vermiethet und die Miethe decke die Reisekosten. Und doch giebt es in Japan viele anständige Frauen. Gehorsam ist ihre erste Pflicht. Sie lernen jegliche Hausarbeit und scheuen die schwerste nicht. Der Sechzehnjäh-

rigen wählt der Vater einen Gatten, der nie abgelehnt wird. Mit fünfunddreißig Jahren ist die Japanerin alt; und sie bemüht sich nicht einmal, jünger zu scheinen, sondern freut sich ihres Alters; jetzt endlich darf sie sich ja ausruhen und sich von der Schwiegertochter bedienen lassen. Der Patriotismus der Frauen ist nicht geringer als der ihrer Männer. Für das Vaterland ist kein Opfer ihnen zu groß. Als während des Krieges gegen China der Mutter des Kapitäns Sakamato gemeldet wurde, ihr Sohn sei in der Seeschlacht auf dem gefährdetsten Posten gefallen, sagte sie, ohne eine Thräne, ohne das leiseste Zittern in der Stimme: „Er hat also seine Pflicht gethan.“ Eine junge Frau, deren Mann in dem selben Krieg gefallen war, schickte alle Dienstboten weg, reinigte selbst das Haus, schrieb Abschiedsbriefe an ihre Freundinnen, zog das Hochzeitkleid an und erstach sich dann vor dem Bilde des Gatten.

Das Volk ist fromm. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Tempel zu betreten. Da führt eine Mutter ihr krankes Kind vor Benzurus Bild; das Kleine muß zuerst die Augen des Heilgottes, dann die eigenen reiben. Hier fleht ein von Lepra Heimgesuchter zu dem tausendarmigen Kiwannon. Dort schneidet sich ein Weib das reiche Haupthaar ab und bringt es dem Buddha als Spende dar. Oft freilich fällt der Blick auf Zeichen ekleren Aberglaubens. Gemiethete Priester lesen, so schnell sie können, Totengebete herunter und schlagen während des Lesens mit einem Hammer auf einen dicken Holzklotz: damit der angerufene Gott nicht einschlafe. Doch an der Inbrunst des Volkes kann Keiner zweifeln, der sah, wie Tausende, Männer und Frauen, von Gebet und Opfer beruhigt nach Haus gingen. Das Heer wird von buddhistischen Priestern begleitet, die aber von der Regirung weder beauftragt noch bezahlt sind; sie tragen schwarze Kleider und auf der Stola das in Gold gestickte heilige Buddhazeichen. Die Lehren des Confucius haben nicht mehr viele Anhänger; er ist ein Feldherr ohne Soldaten und sein großer Tempel in Tokio ist in ein Unterrichtsmuseum umgewandelt worden. Ein kaiserlicher Erlaß aus dem Jahr 1890, den man die japanische Bibel nennt und der von Zeit zu Zeit in den Schulen verlesen wird, enthält die folgenden Ermahnungen: „Ihr, meine Unterthanen, sollt den Eltern gehorchen, die Brüder lieben, in der Ehe zärtlich, den Freunden treu sein. Handelt, wie der Anstand befiehlt, seid großmüthig und wohlwollend gegen Eure Nachbarn, fleißig bei der Arbeit. Schärft Euren Geist, erhöht Eure Sittlichkeit, seid den Gesetzen und der Verfassung gehorsam und fördert den Fortschritt des öffentlichen und sozialen Lebens. Zeigt persönlichen Muth und Gemeinsinn, so oft es nöthig wird, und erhaltet auf diese Weise die kaiser-

liche Macht, die ehrwürdig ist wie Himmel und Erde. Ein solches Betragen wird nicht nur die Herzen meiner guten und getreuen Unterthanen stärken und sie in ihren Ueberzeugungen befestigen, sondern auch den Ruhm Eurer erlauchten Ahnen mehren, von denen uns diese Lehre überliefert ward."

Der Mikado Mutsuhito ist ein aufgeklärter Fürst, aber sein Hof ist noch immer exklusiv. Der Palast, ein mit wundervollen Schnitzereien und Lackirungen geschmücktes Holzgebäude, ist sehenswerth. Große, im Glanz elektrischen Lichtes strahlende Säle, elegante Möbel: Alles modern; auch das Menu. Lakaien in reicher Livree, weißseidenen Strümpfen und Puderperrücken serviren bei Tisch. Ein langer Gang trennt diese offiziellen Räume von den Privatgemächern des Kaisers. Hier ist Alles japanisch, herrscht die alte Sitte des Reiches der Aufgehenden Sonne. Die Kaiserin und ihre Hofdamen vertauschen hier schnell die von den großen pariser Schneidern gelieferten Roben mit dem bequemeren und kleidsameren Kimono, schmiegen sich in weiche Matten und schlürfen aus Täßchen ihren geliebten Thee. Nach altem Brauch hat jede Wohnung drei Zimmer; die Wände sind mit feinster Lackarbeit, die Decken mit Panneaux in Seidenstickerei verziert. Die größte Wohnung hat natürlich der Kaiser; nach ihm kommt die Kaiserin; dann der Kronprinz (der nicht der Sohn der Kaiserin, sondern einer Nebenfrau ist und erst zum Thronfolger proklamirt wurde, als von der Kaiserin kein Kind zu hoffen war). Das japanische Gesetz kennt weder Ehescheidung noch Polygamie. Nur der Mikado hat das Recht, sich zehn Frauen zu nehmen; die erste, die bei allen Ceremonien unmittelbar hinter ihm schreitet und den Titel Kaiserin trägt, darf er nur aus den fünf höchsten Adelsfamilien wählen. Die Wahl der neun anderen steht ihm frei; doch müssen sie außer einem guten Ruf und feinen Manieren auch literarische Kenntnisse und musikalische Fähigkeiten haben. Der Hof von Tokio ist sehr literarisch und die Damen, die nicht in Vers und Prosa zierlich improvisiren können, spielen bei den Abendunterhaltungen der Kaiserin eine schlechte Rolle. Der Mikado leiht diesem graziösen Wettstreit gern Auge und Ohr. Seine Höflinge finden andere, männlichere Spiele ihrer Würde angemessen. Dem Kaiser wird nachgesagt, er liebe die Polygamie nicht. Aber seine hübschen und anmuthigen Frauen beleben den Hof; und als eine Weile zwei fehlten, waren die loyalen Japaner ob dieser Abweichung von alter Sitte sehr betrübt. Besonders groß war die Trauer natürlich in den Familien, die sich durch ihren Rang berechtigt fühlten, die offenen Stellen zu besetzen.

Nach dem Schloß das Bürgerhaus. Der Japaner ladet selten Fremde in seine Wohnung. Scherer wurde einst gebeten, bei dem Vater eines seiner

Schüler ein paar Tage zuzubringen. Wir wollen hören, was er erzählt. „Kaum war ich eingetreten und hatte, nach dem Brauch, mein Schuhzeug abgelegt, als die ganze Familie, Vater, Mutter, Schwester, Brüder, mich begrüßte. Einer nach dem Anderen warf sich vor mir auf den Boden. Was war zu machen? Auch ich warf mich hin, fürchte aber, daß ich mich viel plumper angestellt habe als meine artigen Wirthe." Bald wurde das Essen auf kleinen, niedrigen Tischen angerichtet. Reis, sehr viel Reis; Fische in gezuckerter Sauce; Thee in winzigen Tassen; endlich, als Hauptwürze des Mahles, der daïkon, eine Art Radieschen, die in Essig eingemacht werden. Geruch von faulen Eiern, Geschmack noch schlechter, Nährwerth eines Getreidestengels; aber die Lieblingspeise der Japaner. Mit den Stäbchen, die man zum Essen benutzt, wird man leicht fertig. Dann kam gebackener Aal, wieder in süßer Sauce. Danach Bratfisch und endlich eine Menge seltsamer Gerichte: Suppen, Hühnchen, rohe Fische, die man bei Tisch erst in scharfe Saucen tunkt. „Ein japanisches Diner ist eine ungemein komplizirte Sache". Nach dem Essen wurde ein nicht minder komplizirtes Spiel gespielt. Abends kamen Gäste; eine vornehme Dame brachte ihre Lyra mit, ließ sich aber sehr lange bitten, ehe sie auf dem Instrument (das sie doch nur zu diesem Zweck hergeschleppt hatte) Etwas zum Besten gab; als sie dann angefangen hatte, wollte sie gar nicht wieder aufhören. Es wurde spät. Die jungen Mädchen öffneten die Schränke, nahmen Decken heraus und bereiteten das Lager. Scherers Schüler suchte sich von ihrer Anwesenheit zu entschuldigen und wählte dazu Ausdrücke, die seine Geringschätzung aller Weiblichkeit deutlich verriethen. Am zweiten Tage wurde in einem Familienrath beschlossen, den Gast zum Familienbad einzuladen; dieser Beschluß war aber erst nach langem Zögern, weil die Höflichkeit ihn gebot, gefaßt worden und die Freude war groß, als der Amerikaner die Ehre dankend ablehnte. Kaum hatte er ausgeredet: da stürzte Alles auf riesige Waschzuber los, die unter freiem Himmel in einem Winkel des Hofes dampften; und gleich danach sah man rothe, schwitzende Köpfe aus dem Wasser tauchen, dessen Hitzegrad einem Europäer sicher kein Vergnügen bereitet hätte.

Die Japaner feiern oft und gern Feste. Inari, der Reisgott (ein dicker, munter blickender Mann, der auf Reissäcken thront), wird im Frühjahr durch ein dreitägiges Fest geehrt. Da dieser Gott sehr populär ist und von seiner Gunst Wohl und Weh des Landes abhängt, sieht und hört man drei Tage lang bunte, geräuschvolle Prozessionen. Dabei wird ein Riesenlärm verübt und eine für unsere Begriffe unmögliche Musik gemacht. Feierlich wird auch das neue Jahr und der Geburtstag des Buddha begrüßt. Der November gehört

den Shintoistenfesten. Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Jeder Märzmond bringt den kleinen Mädchen ein Puppenfest. Alle Läden sind mit Puppen angefüllt und der Europäer, der diese Herrlichkeit besieht, merkt bald, daß nur die Ausschußwaare exportirt wird; Scherer erzählt, er habe in manchen Läden nicht gewußt, ob er Puppen oder Kinder vor sich sehe. Das Symbol des Knabenfestes, das in den Mai fällt, ist der Karpfen; große Stoffkarpfen, denen durch Maul und Schwanz Ringe gezogen sind, werden auf hohe Flaggenmaste gehißt und schwimmen im Wind wie der lebende Fisch im Wasser... Mehr und mehr aber breiten sich europäische Sitten über das Land, das jetzt schon mit unseren besten Maschinen wirthschaftet. Die Völker des Westens müssen fortan mit diesem Eindringling rechnen.

Scherer hatte seinen Schülern einst das Aufsatzthema gestellt, die größte Heldenthat zu schildern, die ihnen aus der Weltgeschichte bekannt sei. Der Krieg gegen China war eben zu Ende, das Reich der Mitte schmählich besiegt worden. Admiral Ting war gezwungen, sich mit dem ganzen Geschwader dem Feind zu ergeben. In seiner Verzweiflung hatte er sich den Bauch aufgeschlitzt: ein Offizier seines Ranges durfte nicht die Schande der Gefangenschaft erleben, mußte seinem Kaiser solches traurige Erlebniß sparen. Als die Aufsatzhefte abgegeben waren, fand der Lehrer, daß neun Zehntel aller Schüler diese That Tings als die heroischste Leistung der Menschheitgeschichte verherrlicht hatten. Er war erstaunt, beinahe empört. Und doch war diese Antwort nur die logische Folgerung aus den Lehren des Confucius. Denn dieser Weise sagt ja, die wichtigste Pflicht des Unterthanen sei die gegen den Landesherrn zu erfüllende, der ihm höher und zugleich näher stehen müsse als Weib und Kind, näher sogar als die Eltern. Wie solche tief eingeprägte Moralvorschrift wirkt, hatte Scherer bald nach seiner Ankunft an einem furchtbaren Beispiel gesehen. Ein Bauer grämte sich, weil seine betagte Mutter allmählich das Augenlicht verlor. Da kein Heilmittel helfen wollte, wandte er sich an einen buddhistischen Priester, der ihm rieth, die Mutter eine Menschenleber essen zu lassen. Also sei der Rathschluß des Gottes. Der Bauer, dessen dumpfer Sinn gar nicht begriff, welches gräßliche Verbrechen ihm angesonnen worden war, ging heimwärts und beschloß, sein einziges Kind, das noch in der Wiege lag, zu opfern. Seiner Frau fiel die Unruhe des Mannes auf; sie wußte ihm das Geheimniß zu entlocken und bot sich, statt des Kindes, als Opfer an. Und die Zwangsvorstellung, er müsse dem Gott gehorchen, hatte den Mann so verblendet, daß er den traurigen Muth fand, das Opfer der Mutterliebe anzunehmen.

Marquis de Nadaillac (1904).

Von Schwachheit, Furcht und Zweck.

Ein Beitrag zur Erkenntniß menschlichen Wesens.

Das höchste Uebel.

Kennt Ihr die Schmerzen der Furcht? Habt Ihr die Ketten um Eure Brust und die Faust in Euren Eingeweiden gespürt? Fühltet Ihr Euer gequältes Herz in seinem Käfig flattern und Eure Seele an ihren Pforten rütteln? Vermahnt Ihr mit erwürgtem Athem das Tropfen der Sekunden und das Rinnen der Minuten? Saht Ihr zu Füßen Eurer Lagerstatt aus dem Dunkel das wache Gespenst Euch entgegenstarren?

Wohl Euch, wenn Ihr die Paroxysmen der Furcht nicht kennt. Sie ist das Uebel der Uebel; durch sie werden alle Höllenqualen erst wirklich. Denn aller Schmerz ist vorüber, wenn er empfunden wird: die Furcht erst schweißt die Kette der Leiden zusammen. Sie ist so mächtig, daß ihr Schatten, die Furcht vor der Furcht, mehr Menschen gemordet hat als alle Leidenschaften zusammen.

Kennt Ihr die Leidenschaft der Furcht nicht, so kennt Ihr doch ihre Leiden. Ihr wart um Nachrichten besorgt, um Kranke bekümmert, um Entscheidungen bang. Ihr kennt die Sorge: und also kennt Ihr die Furcht. Ihr kennt den Zweifel: und also kennt Ihr die Furcht. Ihr kennt die Hoffnung: und auch sie ist Furcht.

Und doch: nicht Alle kennt Ihr sie. Es giebt Menschen, die Gott so liebt, daß er ihnen die Sinne nicht gab, das schrecklichste Uebel der Welt zu fassen. Es giebt Menschen, die sich niemals fürchten.

Die Kinder der Furcht.

Jedem Geschöpf hat Natur seinen eigenen Lebensschutz verliehen: dem Starken Waffen, dem Schwachen Furcht.

Alle Furcht blickt in die Zukunft. Sie macht den Geist sehend; und alsbald erkennt er hinter den gegenwärtigen Gefahren die kommenden. Er wittert Verfolgung und späht nach Verstecken; er ahnt Noth und blickt aus nach Vorrath; er fürchtet Gewalt und trachtet nach Hilfe. Er lernt sinnen und sorgen, streben und begehren.

In der schützenden Hand des Gottes fühlt er sich nicht sicher; im Voraus will er alle Fährniß erschöpfen und erledigen, alle Sicherungen und Mittel sich zu eigen machen. Er schafft sich einen Götzen und nennt ihn Zweck. Ihm opfert er sich und sein Eigen, damit er ihn von den Qualen der Furcht be-

freie. Der falsche Gott aber ergreift ihn und bemächtigt sich seiner Seele und treibt ihn mit Furienschlägen hinaus aus der blühenden, verkannten Gegenwart in die fruchtlose Zukunft, die mit jedem Schritt ihm abermals die gleiche unverstandene Gegenwart entgegenbringt.

Zweck ist die Erbsünde. Den Menschen, der ihre Last auf dem Haupte trägt, der abseits von der sorgenlosen Gemeinschaft der Natur die Hände nach künstlichem Zukunftglück und Schicksal ausstreckt: ihn nenne ich den Zweckmenschen.

— —

Zweck und Verstand.

Den schwachen, furchthaften, zweckverzehrten Menschen unterweist Athena, die Schulmeisterin: „Im offenen Kampfe", so spricht sie, „wirst Du nicht Herr der Dinge und Geschöpfe, die Du fürchtest, denn Dein Arm ist schwach und Dein Muth verzagt. Hinter der Stirn liegen Deine Waffen. Darum sollst Du sinnen, grübeln, erfinden; Du sollst Fallen und Listen stellen, lauern und spähen; Du sollst fragen, lernen und errathen; schmeicheln, lügen und versprechen; handeln und tauschen; verbünden und vertragen. Wenn der Starke tobt, sollst Du Dich ducken. Wenn er genießt, sollst Du sammeln. Wenn er träumt, sollst Du wissen. So gehe hin, werde klug und siege!"

Also wird der Zweckmensch zum Verstandesmenschen. Der Stammbaum seiner Geistesart aber ist: Schwachheit, Furcht, Zweck, Verstand.

— —

Physiologie des Zweckmenschen.

Der Zweckmensch ist ein Geschöpf des Leidens. Seufzend beginnt er sein Tagewerk, denn die neue Sonne leuchtet Gefahren und Sorgen. Der Peitschenhieb des Schreckes ist ihm gewohnt; was den Starken lachen macht, macht ihn beben. Sein Herz klopft vor unerbrochenen Siegeln und verschlossenen Thüren. In den Ketten der Angst schreitend, kennt er nicht die Ruhe der Seele, die heiter, frei und selig macht.

Selbst im Genuß giebt er sich nicht dahin. Seine Stirn entrunzelt und sein Herz entfaltet sich niemals ganz; und wenn der Mensch des Augenblickes aus weiter Brust singt und jubelt, so bringt der Zweckmensch nichts hervor als ein verlegenes, gequältes Lachen.

Er kann nicht Feste feiern. Sein Auge erblickt das Gespenst des Kommenden an der Mitte der Tafel und die Gäste scheinen ihm wahnsinnige Thoren. Er genießt nur im Taumel, in der Betäubung, diebisch, schuldbewußt und reuevoll.

Dem Schmerz fröhnt er maßlos, unersättlich, würdelos, mit Wollust. Denn der Schmerz verlöscht einen Theil seiner Angst; und mehr noch: er

giebt ihm Recht. Nur wenn hinter dem vorhandenen Uebel das größere drohend hervorlugt, krampft er sich wüthend zusammen und verharrt in scheinbarer Größe. Dann wird er als Märtyrer empfunden und gepriesen.

Das Lachen, dem vitalen Menschen ein reiner Naturlaut der Freude, ist dem Klugen nur eine Reaktion auf Witzempfindung. Das heißt: auf schnell erkannte Inkongruenz in der Maske der Identität; ein halbe Schadenfreude. Für das Verkehrte, Thörichte, Schwache, vor Allem das Unzweckgemäße ist sein Blick geschärft; deshalb ist er ein mißtrauischer Pessimist, ein satirischer, kritischer Zweifler. Bewunderung ist ihm ein schmerzliches Gefühl, denn ihn erhebt sie nicht, sondern wirft ihn zurück; darum zollt er sie nur Verhaßten, Verkannten, Verstorbenen: am Liebsten Gott.

Gott fürchtet er und sucht ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Hat er die Furcht Gottes aber überwunden — für ihn eine Befreiung, denn die Gottheit ahnend zu lieben, ist ihm nicht Bedürfniß —, so ist Cynismus seine Rache am gestürzten Idol.

— —

Wie die Dinge, die der Zweckmensch fürchtet, thatsächliche und greifbare sind, so muß sein Geist sich unablässig mit Thatsächlichkeiten mühen. Er ist lernbegierig, mehr noch lüstern nach Fakten, neugierig. Neben den Thatsachen läßt er einige einfache Zusammenhänge gelten; eine gewisse mechanische Klarheit und handgreifliche Theorie scheint ihm zweckdienlich. Die Freude am Gedanken, das Denken als Selbstzweck ist ihm fremd. Die Welt als Organon dient ihm nicht. Die Bewältigung der Erscheinung durch den Geist ist ihm gespenstische Spekulation. Kein Wunder; denn alles reine Denken nährt sich aus Kräften der Seele. Empfindung, Phantasie, Liebe und Begeisterung müssen auf ihren Schwingen den Geist emportragen, wenn er über der bunten Schleierwelt des Geschehens betrachtend ruhen soll. Begeisterung aber ist dem Zweckmenschen (er fingirt sie gern) das direkt thörichte Prinzip, der erspähte Schwachpunkt des Gegners.

Da nun alles schöpferische Denken visionär sein muß, also im gemeinen Sinn unklar, anfechtbar und unplausibel, so sind hier auch seinem Erfassen Grenzen gesetzt. Der plausible Gedanke, die überzeugende Trivialität, der erhärtete Beweis behagt seinem Geist und Komplizirtheit und Paradoxie ersetzt ihm Tiefe und Wahrheit.

— —

Wer gesenkten Blickes und voreingenommenen Geistes über die Erde zieht, begreift nicht, daß die bloße Existenz ein Quell der Seligkeit sein kann. Er kennt nicht die stolze Freude an eigener Kraft und Schönheit, noch an der Kraft und Schönheit der Welt. Hat er aber keine Freude in sich selbst, so muß er an Freude spendende Dinge glauben und ihrer begehren.

So lechzt er nach Dem, was ihm Surrogat des Weltgenusses ist: nach Genüssen. Ja, mehr noch, seiner ins Künftige gerichteten Sinnesart gemäß, nach Anwartschaft und Anrecht auf Genüsse. Und da er die höchsten Freuden ungekostet verschmäht hat, so strebt er, unbefriedigt und aufgeregt, nach den seltenen. Die Schuld seiner Organe den Dingen aufbürdend, erhofft er vom schwer Erreichbaren, was seine im Genuß versagende Natur ihm verwehrt hat. Das fremdartige Land, die seltene Speise, der künstliche Duft, die verwegenste Kunst, das verfeinerte Weib ist sein Traum und Begehr. Und indem er bei jedem neu Errungenen knirschend gesteht, daß es auch nichts ist, bleibt er ein willenloses Opfer zwischen den Fäusten des Dämons, der ihn dem Luftbild entgegen in die Wüste treibt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kraftlose beneidet den Starken um seine Gewalt. In dem Bewußtsein, daß er aus eigenem Wesen Gewalt nicht üben kann, trachtet er, Kraft durch Macht zu ersetzen. Aus Sklaverei erstanden, will er Sklaven befehlen, von Furcht gepeinigt, will er Furcht erwecken. Das Schwert, das sein Arm nicht heben kann, sollen Stärkere, Zahlreichere, Zahllose, durch Klugheit, List, Vertrag und Recht Gefesselte für ihn zücken. Nicht die Freude am Schaffen und Walten beseelt ihn. Unpersönliche Macht sagt ihm nichts. Denn das innere verantwortungvolle Wesen des Herrschers bleibt ihm fremd; die äußere Mechanik, Wink und Kniefall ist ihm Alles. Und schließlich begnügt er sich mit dem Schein der Macht, sofern noch dieser Furcht oder Neid erwecken kann.

Aber befangen in unablässigem Ermessen und Erwägen seiner Kräfte und seines Wesens, ist er selbst im Besitz dem Zweifel, selbst in der Macht der Verzagtheit hingegeben. Er braucht unablässig Trost und Gewißheit; und die er in dem erschöpften Schrein seiner Brust nicht findet, heischt er vom Nächsten. Das Urtheil Anderer ist ihm wichtig. Er ist sich selber nur, was er Anderen scheint. Er begehrt, fordert und bettelt Anerkennung. Und die ist ihm die liebste, die, gleichviel, ob in pergamentnem oder metallischem Körper, dauernd und weithin sichtbar ein für alle Male quittirt und der Nachprüfung enthebt.

So ist Das, was Menschen Eitelkeit und Anmaßung zu nennen pflegen, der Bescheidenheiten höchste, denn sie ist wahrhafte Unterwürfigkeit. Der Eitle spricht zur Welt: Ihr seid meine Richter und Gebieter. Erst wenn Ihr mich anerkennt, bin ich mir selbst ein Mensch; deshalb flehe ich Euch an (am Liebsten zwäng' ich Euch): lobt mich, bewundert mich, redet von mir, damit ich Euch glaube, was ich mir selbst bezweifle! Und so wird er den Menschen zum Ekel. Denn er verlangt Beides von ihnen, das sie niemals zugleich geben: Bewunderung und Neid. Er will sie betrügen, daß

sie erst zu ihm aufblicken und dann von ihm getreten werden. Er bedarf ihrer, damit sie ihm Lebenskraft schenken, und will sie doch verachten dürfen. Deshalb ist er als Herr unmöglich.

Also steht dem Furchthaften der Sinn nach Dreierlei: nach Genüssen, Macht und Anerkennung. Daß Reichthum seine Sache ist, mag man ermessen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Striche mögen das Bild ergänzen und den Zügen des neueren Menschen angleichen.

Kein Tiefgang. Wer fürchtet, muß Opportunist sein können, denn neuen Gefahren gehören neue Abwehren. Innige und wahrhaftige Ueberzeugung, die dem starken Menschen aus der Liebe zur Sache quillt, ist hier Beschwerniß; auch liebt der Zweckmensch die Sache nicht; sie ist ihm ein gleichgiltiges Werkzeug. Wer aber nicht überzeugt ist, Der kann nicht überzeugen, und wer nicht die Masse und Schwere der Persönlichkeit in sich trägt, Der kann die Trägheit der Geister nicht überwinden. Da nun dem Zielbewußten Alles daran liegt, auf Andere zu wirken, so wird er schwatzhaft, eindringlich und aufdringlich. Er ist Erfinder der Superlative und Hyperbeln. Denn nach Sklavenart ist er gewohnt und einverstanden, daß ihm ungern und nur zur Hälfte geglaubt wird.

Menschensucht. Einsamkeit nährt die Furcht. Deshalb flüchtet er unter Menschen, zumal Seinesgleichen, die ihm zu Allerlei dienen. Sie betäuben durch ihr Geschwätz, füttern seine Neugier, lassen sich Wirkung gefallen und gewähren den Trost gleicher Artung und Interessen. So groß ist bei Einzelnen die Menschensucht, daß sie kaum ihren Nächsten erblicken, ohne seiner im Geist zu begehren. Sie wollen wissen, wer er ist und was er treibt; sie wollen einen Eindruck irgendwelcher Art auf ihn machen, ihm gefallen, imponiren oder auffallen und, wenn Alles versagt, wenigstens in ihrer Art ihn dadurch überwinden und besitzen, daß sie ihn kritisiren.

Das Gespräch der Menschensüchtigen ist ein Kampf, aus dem sie siegesbewußt zurückkehren, wenn sie den Gegner durch Kenntniß, Argumente oder Uebertreibung zum Rückzug gezwungen haben.

Natürlich bilden im Auge des Zielbewußten die Menschen dieser Zeit eine Staffel des Werthes und der Vorzüglichkeit. So versucht er, mit gierigem Arm von Sprosse zu Sprosse zu klettern, und vergißt, daß den Oberen seine Gegenwart verhaßt, den Zurückgebliebenen seine Unteransicht lächerlich ist.

Denkweise. Seinen Gedanken ist er selbst der einzige Mittelpunkt. Wie an einen elastischen Faden geheftet, schnellt jede seiner Vorstellungen auf das eigene Ich zurück. Seine Gedanken machen Ausflüge, keine Forschungreisen; deshalb kommen ihre Läufe über einfache Bewegungmechanismen und kleine Entfernungen nicht hinaus. In der unmittelbaren Denknähe seines Ich

freilich kennt er Weg und Steg; deshalb ist er Meister der Motivirungen, Ausflüchte und dialektischen Künste.

„Wie stehe ich zu dieser Sache und Thatsache? Was kann ich damit anfangen? Was ist sie werth?“ Dies sind die Denkformen seiner egozentrischen Auffassung, die sich unablässig in Bewerthungen und Kritiken äußert.

Selbst wenn der Geist, mit lockerem Zügel sich selbst überlassen, seine Straße wählen darf, träumt der Zweckhafte höchst persönliche und praktische Dinge: „Gesetzt, Dies und Das passirt: was werde ich antworten? Wie werde ich mich benehmen? Wie werde ich wirken?“ Und so wird er zum Schauspieler seiner selbst.

Kein Wunder, daß er bald jede instinktive Regung seiner Seele kennt wie den Mechanismus einer Uhr und mit indiskretem Vergnügen sich selbst über die Schulter blicken lernt. Dieser Kunst, auf der ein gut Theil Wirkung unserer heutigen Literatur beruht, verdankt er den unbegreiflich intimen Einblick in die Seelen der Anderen und ihre zartesten Aeußerungen. Freilich vernichtet solche Unzucht des Geistes die letzten Spuren unbefangener Naivetät: und so steht der Zweckmensch rathlos vor den momentanen, kraftvollen Entschließungen des Starken, die, wie von einem Gotte diktirt, unantastbar wie die Wahrheit selbst hervorbrechen, ohne daß es des Denkens bedarf. Denn nur der reine, selbstvertrauende Instinkt ist solcher Sicherheit des Anspruches, der Abwehr und des Urtheiles fähig, die unbeirrbar ist durch des feinsten Geistes geschwätzige Rabulistik.

Schadenfreude und Mitleid. Gleichheit aller Menschen ist der Wunsch des Geängsteten. Glück, Verdienst und Größe der Anderen bedrückt ihn; deshalb sieht er sie gern auf die eigene Ebene herabsinken. Aber wie die Höhen, so sind ihm die Tiefen zuwider; er will keine Unglücklichen; denn sie sind ein Beispiel und eine Vorbedeutung. Er ist schadenfroh und mitleidig zugleich. Mitleid aber ist eine Abart der Furcht, Gattungfurcht. Die Griechen kannten wohl diese Identität; und zu der Zeit, da ihre Kultur blühte, hatten sie die Gewohnheit, sich durch Kunstübungen „von solchen Leidenschaften“ zu entlasten.

Naturempfinden. Nur dem Wunschlosen läßt die Natur ihr Antlitz leuchten. Den König beschenkt sie, nicht den Bettler. Dem Zweckmenschen ist die Ehrfurcht vor der machtvoll holden Gesetzmäßigkeit des Organischen fremd. Das Geheimniß des keimenden Blattes, die Schönheit des Thieres, das Gefieder der Wolken, die Glorie des Lichtes ist ihm eitel. Er verlangt von der Wiese Sträuße und von der See Schätze; von fremden Städten Seltenheiten, die man in Taschen und Säcken fortträgt. Er will, was er Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten nennt, Ungewöhnliches und Ueber=

triebenes, das sich besitzen und verwerthen läßt. Ihm ist Natur nur dann Erlebniß, wenn sie ihn bereichert. Selbst auf friedlichen und beschaulichen Gängen und Wegen plagt ihn das Zweckbewußtsein, so daß er seinem Fuß willkürliche Schrittgesetze vorschreibt und gleichgiltige Dinge bald aus abergläubigem, bald aus neugierigem Zielinstinkt abzählt oder sonst zu bändigen sucht.

Sklaverei. Alle Sklaverei ist freiwillig. Denn ihr Wesen besteht nicht in der Macht des Unterdrückers noch in irgend einer Noth, die unabwendbar wäre, wie Krankheit, Greisenthum, Tod, sondern in dem stets erneuten willfährigen Gehorsam des Unterdrückten, der aus Furcht geleistet wird. Aus Furcht vor anscheinend Schlimmerem, vor Leiden, die doch fast immer nur Leiden des Leibes und Lebens sein können.

Deshalb ist Sklaverei nur möglich, wo Furcht herrscht; sie ist die eigenste Noth des Furchtmenschen und deshalb als Ausübung seine eigenste Begierde. Der Furchtlose übt weder noch duldet Sklaverei. „Lieber tot als Sklav" ist der Wahlspruch starker Menschen.

Freilich kennen auch Starke die Abhängigkeit, die aber nicht Knechtschaft der Furcht, sondern Gefolgschaft der Treue ist. Hier führt Achtung und Neigung, Ueberzeugung und Pflicht zu einem edlen Verhältniß, das nicht einseitige Rechte gestattet. So entsteht als vornehmste Form des Menschendienstes die Königtreue germanischer Völker, die im Gegensatze zur Proskynese des Orients auf freier und selbstbewußter Schätzung eigener und fremder Kraft beruht.

Zwar wurde in jüngerer Zeit eine Kraft entdeckt, die vielleicht der altempfundenen Königtreue neue Richtungen vorzuschreiben gekommen ist; ich meine das sogenannte „monarchische Gefühl", das, wenn ich recht verstehe, die eigentliche Freude am Wesen der Unterworfenheit und am Gehorsam, also eine dem Orient angehörende Lustempfindung, bedeutet. Wenn es wahr ist, daß dieses monarchische Gefühl schon mit solcher Entschiedenheit die Seelen besitzt, daß bloße Anzweiflung monarchischer Ideale es verletzen kann, so scheint ein weiteres Anzeichen der Slavisirung unseres Landes gegeben.

Die beiden Kardinaltugenden. Die Tugend der Zweckbehafteten ist Barmherzigkeit; die Tugend der Zweckbefreiten ist Muth, dessen Spiegelbild Ehre heißt.

Daß die Werthurtheile der Zweckfreien — Muth als Tugend; Furcht und ihr Gefolge von Lug, Heimlichkeit und Arglist als Laster — noch heute das Fundament des thatsächlichen westeuropäischen Sittenempfindens bedeuten und daß an dieser Schätzung die Einführung christlicher Lehren nichts Wesentliches geändert hat: Dies ist zu anderer Zeit ausgesprochen worden und soll nicht nochmals erörtert werden.

Zwar ist die Barmherzigkeit der Schwachen so sehr mit Unlust gepaart und von wahrer Güte des Herzens verschieden, daß man sie nur eine Tugend wider Willen nennen kann. Dennoch war ihre Erfindung und Einführung in alle Gebiete des Lebens eine gewaltige Mission, gewaltiger noch als die Erfindung der Kunst, wovon später die Rede sein soll. Ja, vielleicht bedeutet diese Mission die Rechtfertigung der Schwachen in der ethischen Oekonomie der Welt.

— —

Das Kainszeichen.

Die Dichter haben Kain zu rechtfertigen gesucht, gleich als habe der stolzere Bruder den behäbigen Gottesknecht in edler Empörung erschlagen. Sie haben Unrecht; Kain war vor der That ein Neidhart, nach der That ein Lügner, sein Verbrechen war vorbedachte Tücke, eine That von der Sippe der Furcht und des Lugs; er war ein Meuchelmörder. Deshalb strafte ihn Gott mit Dem, was ihn sündigen machte: mit dem Fluche der Furcht. „Unstet und flüchtig sollst Du sein auf Erden".

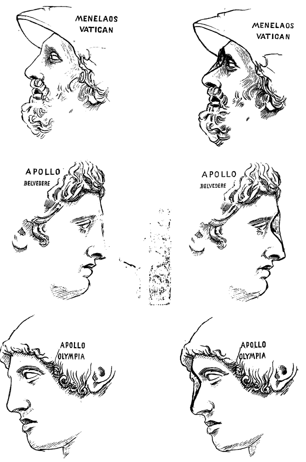
So ward er der Stammvater der von Furcht Gequälten und bis auf den heutigen Tag tragen seine Kinder den Stempel des Gottesfluches, den Jehovah ihm auf die Stirn brannte. Das Kainszeichen ist das Zeichen der Furcht. Die Thorah weiß über dies Zeichen nichts zu sagen und die Rabbiner schweigen. Dem aber, der die Schriftzüge des menschlichen Antlitzes zu lesen versucht, flammt es entgegen; er kann es deuten und beschreiben.

Was ist das Kainszeichen? Nicht auf der Stirn, sondern dicht darunter müßt Ihr es suchen. Mit seinem Finger berührte Gott die Stelle zwischen den beiden Augen und drückte sie nieder. So, daß die Nase nicht mehr, in kühnem Bogen der Stirn entspringend, die Augen trennte, sondern wehmüthig hangend ihre Wurzel tief, in der Verbindunglinie der beiden Augenwinkel befestigte. Aus dem Nasenansatz des Löwen, der breit und wuchtig aus der Stirn hervorquillt, wurde die spitze, dünne Nasenmündung des Affen, die ängstlich, man weiß nicht wie, weit hinter der Stirnfläche aus der Nachbarschaft der Thränendrüsen herabläuft.

Die Künstler haben Dies längst empfunden. Michelangelos Brutus und alle Köpfe der Heroen tragen die Züge der Löwenstirn, alle Fratzen und Masken gemeiner Menschennatur den Stempel der Affen und Neger.

Nicht nur an den Künstler appellire ich. Dich selbst, Leser, möchte ich urtheilen und entscheiden lassen.

Sieh hier: ein paar beliebige griechische Profile habe ich doppelt aufgezeichnet.



Nimm einen Bleistift und schneide, der punktirten Linie folgend, den oberen Theil des Nasenbügels weg, dann beseitige durch Schraffirung das

abgetrennte Stück des Konturs. Vergleiche jetzt die beiden Köpfe! Wie schwächlich verzagt blickt der Verstümmelte neben der selbstbewußten Ruhe des Unversehrten! „Der neben Diesem: Apoll bei einem Satyr!“ Und trotzdem trägt das gekränkte Bild genau die selbe Kopfform, Stirn, Augen, Lippen und Kinn des Vorbildes.

Ist Dieses wahr: daß ein sichtbar physiognomisches Zeichen den Furcht- und Zweckmenschen vom Furcht- und Zweckfreien scheidet, so müssen sich zahllose Fragen von Abstammung und Zusammengehörigkeit lösen, muß manches Räthsel von verflossenen Völkern sich offenbaren.

Hier sei nur eine — jüngst erneute — Streitfrage, die nach dem wahren Wesen der Griechen, von ungefähr gestreift. Ihren Göttern und Heroen gaben die hellenischen Künstler die reinen Züge muthvollen Adels. Auch die älteren, idealisirten Menschenbildnisse weisen die götterähnliche Form. Als aber in späterer Zeit man häufiger vom Künstler die accidentelle Aehnlichkeit des Portraits verlangte, da begannen die naturalistischsten Bildnisse, das Kainszeichen zu verrathen, so daß es scheinen möchte, als habe das Volk der Griechen in seiner Mehrzahl den Charakter des Furchtmenschen getragen.

Woher stammten nun die Götterzüge? Waren sie eine Erinnerung an ein entschwundenes, durch Mischung aufgezehrtes Volk von olympischer Bildung?

Ein Weiteres. Satyre und ihre Sippe von Wald- und Flurwesen wurden von je her als Stirngezeichnete gebildet. Was bedeutet Dies? Sollte neben jenem göttlichen Stamm ein thierischer gearteter von Furchtmenschen Berg und Dickicht bevölkert haben? Und waren diese Satyrmenschen wirklich die Erfinder der Pansflöte und musikalischer Kunst? Liebten sie Tänze bei Abendschein, wie unsere nordischen Zwerge, und waren sie die Ersten, die sich an „tragischen“ Spielen erfreuten? War Marsyas Apolls Rival? Oder gar sein Lehrer?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir ist, als habe die ahnende Weisheit des Volkes das physiognomische Gesetz, von dem wir handeln, längst empfunden. Man spricht im Deutschen von „hochnasigen“ Menschen; und die Meinung von heute ist, daß dies sonderliche Wort Solche bezeichnet, die den Kopf hochmüthig zurückgelehnt und somit die Nase als höchste Bekrönung tragen. Dagegen scheint mir, daß der Volksmund von den hochhinaufreichenden Nasen der Furchtlosen spricht, und in dieser Bedeutung eigne ich mir das Wort an.

Den alten Adelsgeschlechtern des Abendlandes ist die hochnasige Gesichtsbildung eigenthümlich; bei den unterworfenen, dienenden und arbeitenden Stämmen findet sie sich selten. Noch seltener vielleicht bei den Völkern des

Ostens und Südens, bei Gelben und Schwarzen. Sollen Rassenhypothesen — die ich hier gern vermiede — ausgesprochen werden, so könnte man an einen nordischen Stamm denken, der, durch epochale Verhältnisse zum Hauptträger dieser Bildung gezüchtet, sein Abzeichen auf einige von ihm befruchtete Menschenarten vererbt hätte. Und so wäre man wieder bei jenem wunder- und geheimnißvollen Urvolk des Nordens angelangt, dessen blonde Häupter wir so gern mit aller Herrlichkeit des Menschenthumes krönen.

Ein ungelöstes Räthsel darf hier nicht verschwiegen werden: bei den meisten Weibern des Erdkreises, gleichviel, welchen Stammes und Herkommens; überwiegt weitaus der niedernasige Typ, und auch die Kinder zeigen ihn in den Jahren der ersten Entwickelung. Liegt hier eine Analogie des biogenetischen Gesetzes verborgen? Wohl könnten Einige in diesem Paradox eine Stütze der unerfreulichen Lehre von der verfließenden Mischung männlich-weiblicher Elemente bei allen Individuen und Rassen suchen und behaupten, das Urbild des Mannes sei hochnasig, das Urbild des Weibes niedernasig. Mir ist diese Annahme zuwider und unwahrscheinlich; allein ich wage nicht, auf dem Gebiete dunkler Möglichkeiten Pelion auf Ossa zu thürmen, und möchte mich der Kuriosität halber mit einer Hindeutung auf Genesis, 6. 2. bescheiden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Entstehung der Kunst.

Wer gesenkten Hauptes, so sagte ich, mit sorgenvoller Brust seines Weges schreitet, Der findet die Welt arm. Wer im Geist den morgigen Tag durchlebt und durchforscht, Dem geht die heutige Sonne nicht auf und nicht unter. Natur ist keine Dirne, die sich mit zerstreuter Hand liebkosen läßt; sie öffnet ihre Arme nur ihm, der selbstvergessen sich ihr zu Füßen wirft.

Selten liegen die Schönheiten der Welt zu Tage und die sinnfälligen sind nicht die edlen. Dem flüchtigen Auge sind die Regenwolken nur graue Fetzen, die Hügelketten ein ödes Gewelle und die Bäume des Waldes ein grünes Einerlei. Die unendlichen Gesetzmäßigkeiten, die von dem Geäder des Blüthenblattes bis zu den granitenen Rippen des Felsenleibes alles Geschaffene durchquellen und zur Schönheit beleben, sie offenbaren sich nur der willenlos empfangenden Seele.

Und doch dürstet die ärmste Seele des gefangenen Menschen heißer als eine andere nach Genüssen der fühlbaren Welt; und mehr noch als die Seele dürsten die Sinne. So bedarf er, der den reinen Hauch und Duft der Dinge nicht spürt, der starken, sinnfälligen Reize, der Surrogate und Extrakte.

Er beginnt, künstlich zu verschönen, zu schmücken; seinen Leib, sein Haar, sein Geräth. Das, was die Natur scheinbar nicht hat und kann, wie

etwa gleichmäßige, lebhafte und unvergängliche Färbung, gerade Linie, vollkommene Symmetrie, reinen Ton und Klang, begehrt er, festzuhalten, dauerhaft zu machen und zu besitzen. Er will über die Natur hinaus, will reicher sein als sie und diesen Reichthum sichern, so daß er nicht hinwegschmelzen, verblühen, verwehen kann, wie die reinen Gaben des Himmels und der Erde.

Ein Schritt: und er bemächtigt sich der einfachen, leicht faßbaren Gesetzmäßigkeiten. Die Umrißlinie eines Thieres, der Aufbau eines Baumes, eine harmonische Tonfolge, ein Rhythmus wird sein Eigenthum. Er schreitet fort von primitiven Gesetzmäßigkeiten zu den schwierigeren der plastischen Struktur, des Gleichgewichtes, der Bewegung, des Ausdruckes; ein Geheimniß nach dem anderen wird sein Eigen, — und es entsteht die Kunst.

Dem Sorgenfreien, Unbefangenen ist alles Dies eine Thorheit. Was sollen ihm Spielzeuge? Die Natur ist in ihrer Unbeständigkeit reicher und in ihrer Ungleichmäßigkeit prächtiger als aller Tand. Der vierfach machtvolle Zauberschritt des Jahres und sein heiliges Sinnbild von Blüthe und Reife, Tod und Wiedergeburt ergreift seinen Sinn tiefer als unvergängliche Blumen, Thiere und Menschen aus Stein und Erde. Was ist ein gezierter Becher gegen einen bekränzten? Eine Behausung, und wäre sie mit den Goldblechen Salomonis bekleidet, bedeutet nur einen armsäligen Flecken am Ufer und Waldesrand. Wenn die Natur ihre Stimme erhebt, so verstummen alle Gebilde zu leblosen Götzen. Das Ohr des Starken aber vernimmt ihre brausende Sprache: denn all seine vielen müßigen Stunden sind Lauschen, Betrachten, Empfinden und Erinnern. Giebt es nicht heute noch Menschen, denen man vergeblich klar zu machen versucht, daß sie einer farbigen Kruste an den Wänden eines Gemaches oder auf den Maschen einer Leinwand die gleiche Andacht schulden wie einem blühenden Baum und daß ein geformtes Metallblech oder ein geschnitztes Holz köstlicher ist als ein Felsblock oder ein Zweig?

Wenn vor alten Zeiten ein Seefahrer zu seinen friesischen Küsten heimkehrte und den Frauen einen italischen Glaskrug wies, die zerbrechliche Waare mit harten Händen behutsam fassend, so erregte er Staunen, aber keine Sehnsucht. Der Dichter der griechischen Ilias erwärmte sich wohl an der Pracht göttlichen Waffengeräthes; vom Schatz der Nibelunge aber wissen wir nicht, wie er aussah; Niemand hat es der Mühe für werth gefunden, davon zu sprechen. Wir wissen nur, daß nicht Götter, sondern unterirdische Furchtwesen ihn schufen; Götter gaben ihn preis; im Uebrigen war sein Werth Zauberei und sein Besitz Verderben.

Tote Helden und ihre Ehren lebendig zu erhalten und geheime Mächte durch Wort und Klang zu bannen: damit war für das Kunstbedürfniß der Starken genug geschehen; und was in ihren Sagen und Liedern uns heute Kunstgenuß schafft, der Einklang des klaren Wortes und des lauteren Ge-

dankens: Das war ehedem nicht Kunst im Sinn unserer Zeit; so wenig wie heute das Ebenmaß der Rede des gemeinen Mannes, das unserer toten Schriftsprache nicht gelingen will.

Für sich allein hätten die Starken niemals begehrt und vermocht, der Welt das holde Spiel der Kunst zu schenken. Für die Entwickelung der Kunst zum höchsten Stolz der Menschheit aber geschah Gewaltiges, wenn eine Sturzwelle freigesinnter Stämme über die Dämme eines Zweckvolkes hereinbrach und das ruhende Gewässer aufwühlte. Dann erblühte der Kunst ein unermeßlicher Frühling und dem Stil eine Epoche.

Nicht durch Kritik, sondern kraft seiner Herrschgewalt zwang das frische Blut die alte Zunft, gewohnte Formen zu zerbrechen, ererbte Fertigkeiten in die Bahnen seines Willens zu lenken. Sein Wille aber war: Natur, Gleichmaß und Adel. Und der neue Wille schuf neue Meister; Adelsherrschaft war das Staatswesen und Adelsdienst war die Kunst.

Dann aber, wenn das zähe alte Geblüt das hellere und jüngere aufzuzehren begann, wenn Mischung den Fluß beruhigt und die frühere Färbung emporgekehrt hatte, dann floß auch Kunst in altem Thallauf bergab, abgelenkt zwar, aber von Neuem dem Gesetz und Wesen des Zweckmenschen folgend.

Welcher Art ist nun das Ziel und Gleichgewicht, dem das Empfinden dieser Menschen immer wieder zustrebt? Es ist die Kunst der Sinne und der Sensation. Denn wie sie auch, benommen und befangen, die beseelte Architektonik und Organik der Erscheinung, den κοσμος nie erfassen und begreifen: ihre Sinne sind nicht stumpf, ihre Leidenschaften nicht tot und ihr Verstand ist wachsam.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Elemente kennzeichnen die Kunst der Schwachen. Zum Ersten: Das, was die Sinne liebkost und berauscht; Zauber des Klanges und der Farbe, Pracht und Dekoration. Dann Das, was die Leidenschaften der Furchthaften aufbäumen macht — die sind Furcht, Mitleid, Grauen, Zorn, fromme Ekstase —: das Sensationelle. Zum Dritten Das, was den Verstand reizt, kitzelt und betreten macht: Kontraste, pointirte Charakteristik, Witz und Esprit.

Vor der Form, dem Ausdruck innerer organischen Gesetze, hat diese Kunst keinen Respekt. Innigkeit, Gemüth und Frömmigkeit des Herzens kennt sie nicht. Die Größe der Einfachheit und Ebenmaß läßt sie kalt.

So bedarf es weniger Worte, um an den Weg zu erinnern, den, sich selbst überlassen, Zweckmenschenkunst durchlaufen mußte.

Beginnend von majestätischer Vision und heiliger Andacht, gelangte Malerei zur Darstellung bedeutungvoller, dann schöner, dann dekorativer Dinge und Vorgänge. Immer mehr befreite sie sich von außersinnlichem Inhalt,

dessen letzte Reste sie mit dem Spottnamen des „Anekdotischen“ davonjagte, und immer entschiedener erklärte sie das vom Geist unbehinderte Auge zum alleinigen Richter und Herren ihrer Kunst, so daß sie zuletzt in der Anordnung der Flächen, im Schätzen der Helligkeiten, im Ausgleich der Farben, im Aufspüren des materiell Charakteristischen und der unzähligen Minimalwirkungen, die halb unbewußt auf das Gesicht als Stimmung wirken, die höchste sinnliche Gewalt erlangte.

Die Dichtung begann mit Göttern und Heroen. Anbetung und Verherrlichung tönte von ihren Saiten. Die sich einst rühmte, die ethischste aller Künste zu sein, sie hat sich bis zum heutigen Tage aller außersinnlichen Zuthat so völlig entkleidet, daß greifbarste Darstellung der umgebenden Welt und subtilste Auflösung der Reize und Empfindungen nun ihre unerreichbare Fertigkeit geworden ist. Selbst die Tragoedie, ehemals die Schule der Schuld, Sühne und Erlösung, lernt auf die alten transszendenten Triebwerke verzichten. Von den jüngeren Meistern dieser Kunst hat Einer, den allein von allen vielleicht ein Hauch neuzeitlicher Genialität beseelt, Werke geschaffen, deren Kraft, unabhängig von aller Ethik, im naturgeschichtlichen Vorgang sozusagen und in der bloßen Tragik der Situation zu ruhen scheint, so daß seine Dramen mehr eine Reihe tragischer Bilder denn Tragoedien im früheren Sinn genannt werden müssen.

Von den Künsten der Musik und Architektur sei hier nur im Vorübergehen Erwähnung. Die eine hat, gleichen Gesetzen gehorchend, den Weg von palestrinischer Strenge zu den Spasmen sinnlicher Leidenschaft durchlaufen; die andere ist den selben Gesetzen — daneben gewissen technischen Verhältnissen — so gänzlich erlegen, daß sie den Namen einer Kunst nicht mehr verdient, wenn sie die tragenden, stützenden und lastenden Elemente aller Zeiten zu malerischem Wandschmuck erniedrigt.

So ist Kunst empfangen und geboren worden und der ärgeren Hand gefolgt. Es steht nicht an, diesen Vorgang zu bedauern oder zu verlästern; denn jede bedeutende Entwickelung in der Natur fordert Ehrfurcht, selbst da, wo sie menschliche Dinge regelt.

— —

Historie.

Alle Geschichte ist ein Kampf der Klugen gegen die Starken. Wo die Starken auftraten, da wurden sie Herrscher, und wo sie herrschten, da mußten sie langsam, unmerklich und unausbleiblich der Maulwurfsarbeit ihrer schwachen und klugen Hörigen erliegen. Zähigkeit, schmächvolle Geduld, stets neu sich erzeugende Ueberzahl war auf Seiten der Schwachen. Herrscherkraft, Zusammengehörigkeit, Adelsgefühl und Erblichkeit der Tradition war die

Rüstung der Starken. Wo die Starken herrschten, da gilt Disziplin, rauhe Tüchtigkeit und Unkultur; wo die Schwachen regiren, wuchert Schwätzer- und Tribunenherrschaft, Korruption und Genußsucht. Das Regiment der Starken stürzt, sobald es den Unterdrückten gelungen ist, die Atmosphäre des Geistes mit ihrem Hauch zu erfüllen: so fiel Rom nach dem Aufstieg des Christenthumes, Frankreich nach dem Zeitalter der Aufklärung. Daher ist es die Aufgabe der Starken, den öffentlichen Geist im Rückstand zu erhalten.

Heutzutage ist die Welt der Abenteuer und Gefahren, der Kämpfe und Eroberungen, der Tapferkeiten und Herrschgewalten in nichts zerronnen. Unsere Welt ist eine Produktion-Vereinigung, eine Werkstatt, ein lebendiger Mechanismus. Die Kraft des Armes vermag nichts mehr gegen Schwungräder und Panzerplatten; den Ausgang politischer und ökonomischer Transaktionen entscheidet nicht Tapferkeit und Gesinnung; Herrschertugend und Gestalt findet in Kurien und Märkten keine Gefolgschaft. Die Macht unserer Zeit ist die Zahl; wir kennen keine Siege, sondern Erfolge; selbst im Krieg bedeutet Arbeit mehr als Bravouren. Die üblichen Mittel des Erfolges sind: Kenntnisse: Das ist Geduld; Arbeit: Das ist Knechtschaft; Umsicht: Das ist Furcht; Streben: Das ist Zweckhaftigkeit. Lohn des Erfolges sind Genüsse und Auszeichnung. Daher ist diese Zeit das Goldene Alter der Zweckmenschen.

Die neue Epoche brach an, als der Boden Europas von befreiten Rassen, emanzipirten Hörigen, unabhängig gewordenen Bürgern zu wimmeln begann. Die enorm in der Zahl, maßlos in den Ansprüchen wachsende Gesellschaft mußte mit neuen Mitteln genährt, bekleidet und unterhalten werden. Verkehr, Industrie und Technik brauchten Millionen Hände und vertheilten Millionen Glückslose. Da mußte alle Autorität verblassen und es triumphirte der liberale Gedanke mit dem Wahlspruch: „Wir könnens auch“ und „Wir sind nicht schlechter“. Und zu der selben Zeit, als der Demos die Legitimität, das Kapital den Feudalismus überwand, um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, das das bürgerliche heißen könnte, war der Sieg der Klugen über die Starken vollendet.

Soll nun die Welt in Zukunft das Erbe der Klugen sein? Sollen die unedlen Hände das Szepter führen, das sie so gierig greifen und so schwach umspannen? Manchmal scheint es so; und doch entschließe ich mich nicht, so hoffnunglose Zukunft zu glauben.

Nur in der Bedrückung waren die Klugen einheitstark; schon drängen und bekämpfen sich die Zahlreichen unter einander, indeß Betriebsamkeit und nüchterner Verstand im Werth sinken. Schon ist selbst in materiellsten Fragen der große Gedanke, Phantasie und Gestaltungskraft das Palladium des Gelingens; im Dickicht der Thatsachen führt intuitiver Eigensinn weiter

als spähende Umsicht; und im Gewühl der Strebenden schreitet die Macht der Vitalität über zwerghaft behende Geschäftigkeit achtlos hinweg.

Unabsehbar aber und mächtiger als je zuvor wird die Gewalt der ethischen Qualitäten, die den Starken von Natur, den Schwachen nur durch Ueberlegung eigen sind. Unantastbare Regirungen, disziplinirte Heere, getreue Beamte und ehrliche Arbeitkräfte: verloren ist der Staat und die Gesellschaft, denen diese Fundamente morsch geworden sind.

Vor Allem aber regt sich halb unbewußte Erkenntniß in der Seele stark gearteter Völkerschaften. Das Neidwort, daß Alle zu Allem befähigt und berechtigt sind, verliert seinen Wahrheitwerth. Bizarre Strömungen und kurios einseitige Gesetzgebungversuche sind die ersten Reflexe der Volkskörper gegen die Reizungen, die sie von den Allzuklugen erleiden. Aber dieser trübe Instinkt wird allgemach zu heller Einsicht aufleuchten und manch nächtlichen Eroberungzug der Schwachen mit kekem Lichtblitz aufstören.

An die Schwachen.

Ich bekenne, daß ich in dieser Schrift gegen die Schwachen Partei genommen habe. Vielleicht mit Unrecht: wenn nämlich sie vor Gott und Natur unebenbürtig und verworfen sind.

Aber ich konnte nicht anders. Denn mein Geist ist getränkt mit dem sinnlichen und sittlichen Vorstellungvermögen des alten Abendlandes. Diese Sinnenlehre aber sagt: Der Schwache ist häßlich: und die Sittenlehre erwidert: Der Schwache ist gemein.

Wollte man nun fragen: „Wie also? Kann denn der Schwache, der Furcht- und Zweckmensch niemals zum stolzen Bewußtsein seiner selbst, zum Frieden und zur Erlösung gelangen?“ so möchte ich zunächst die Frage einschränken, als nur eine Minderheit betreffend. Denn die Vielheit der Schwachen bedarf dieser Segnung nicht, ja, verschmäht sie. Sie schätzt den anderen Stamm gering und nennt ihn einfältig, wie er sie selbst arglistig schilt und verachtet. Diese Vielen streben auch nicht nach Seelenglück und Frieden, sondern nach Dingen, die ihnen glückspendend und seligmachend scheinen. Wenn Gott ihnen sagte: Ich will Euch das Glück des Herzens geben, so würden sie antworten: Nein, gieb uns lieber Dies und Das; dann werden wir glücklicher sein, als Du uns machen würdest.

Sollten aber Einige durch Erkenntniß ihrer selbst in Zweifel und Noth gerathen sein — und es giebt keine tiefere Noth als den Haß gegen das eigene Wesen und Geblüt —, so habe ich ihnen Zweierlei zu antworten.

Zum Ersten: Nach Eurer Art und Natur seid Ihr Weltverleugner und Pessimisten. Ist aber die Welt eine Hölle der unschuldigen Kreatur

und die Existenz eine Sklaverei niemals Unterworfener, so giebt es nur eine Schmach: die spärlich hingeworfenen Freuden bereitwillig zu verschlingen; unter den Augen des Bändigers in Wollust sich zu krümmen; in sattem Trost die Knechtschaft dankbar zu billigen. Und einen Adel giebt es, der kann Euch erworben sein: den Adel der Verneinung und des Verzichtes, der Schmerzen und Thränen. Und wer weiß, ob im Schein der Ewigkeit dieser Adel nicht größer ist als der, unter Mitsklaven sich als den Stärkeren, Braveren und Glücklicheren zu fühlen.

Zum Zweiten: Der Wille des Menschen ist unermeßlich stark. So stark, sagten die Scholasten, daß er töten kann ohne Schwert; so stark, Ihr wißts, daß er in Manchem die Form des Leibes, von Grund aus die Form der Seele zu gestalten vermag. An Willen hat es Euch nie gefehlt. Nun, so wollt denn begreifen und glauben, daß alles Erringbare und Erlangbare Schatten, Staub und Gespenst ist; glaubt und begreift, daß aller Besitz, Macht, Auszeichnung, Ehre und Ruhm nichts ist als träge Beruhigung und Freude am Neid. Glaubt und wisset Dies: und Ihr werdet der Furcht ledig, unbefangen und den Glücklichen ähnlich. Die Ketten fallen, die Mauern des Sklavenhauses brechen und die Welt breitet sich, ein sonniger Garten, zu Euren Füßen.

Wollte aber Jemand höhnen, daß hier die Erziehung zur Unbefangenheit, eine zweite Kindheit und Naivetät des Herzens gepriesen werde, so berufe ich mich auf den Namen des Gewaltigen, seine Erfahrung und sein Wort, das geschrieben steht Matthaeus 18, 3. Ernst Reinhart.



Werkstätten der Mode.

Mit einer leisen und lächelnden Geringschätzung blicken wir im Bereich exakter Lebens- und Bildungfragen auf den Standpunkt zurück und herab, den unsere Vorfahren eingenommen haben. Ein zugleich wehmüthiges und humoristisches Gefühl beschleicht uns, gedenken wir der Lebenskunst von ehedem. Muß es da nicht sonderbar anmuthen, wenn nun plötzlich unsere Großmütter in den Geschmacks- und Modefragen maßgebend werden, wenn man auf einmal die größte Mühe nicht scheut, Alles so zu besitzen, nachzuahmen und zu tragen, wie es damals modisch war? Die Spitzen und Juwelen, die Shawls und Perlentäschchen, die langgestreckte und gereckte Taille, der weite Rock: Alles, wie es damals war. Läuft doch unsere ganze Toilettenfrage jetzt darauf hinaus, den Frauen ein air vieillot zu geben, das natürlich nur den Zweck hat, sie desto jünger

erscheinen zu lassen. Wir sitzen in den Möbeln unserer Großeltern, mit ihren Kleidern angethan, Alles stilgemäß altmodisch, nur die Gefühle und das Denken modern.

Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, da man mehr Ehrfurcht und Pietät vor dem Alter hatte, vor allem Vergangenen, da man respektvoll alte Bilder betrachtete, verblichene Daguerrectyps mit Andacht berührte, da man in Allem seinen Ahnen gleichen wollte. Auch im Denken und Empfinden. In Allem und Jedem, — nur nicht in Toilettendingen. In Goethes „Aufgeregten" ermahnt der alte Chirurgus Breme seine Tochter Karoline, sie möge in Allem ihrer vortrefflichen Urgroßmutter gleichen, der seligen Burgemeisterin von Bremenfeld. „Diese würdige Frau", sagte er, „war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechtes und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieses Bild jeden Tag, jede Stunde, ahme sie nach und werde verehrungwürdig wie sie." Und als er fragt, warum Karoline beim Anschauen des Bildes lache, entgegnet die schöne Tochter: „Ich will meiner Urgroßmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll wie sie." Sie amusirt sich über das Häubchen mit den Fledermausflügeln. Aber der Vater sagt: „Zu ihrer Zeit lachte Niemand darüber, und wer weiß, wer über Euch künftig lacht, wenn er Euch gemalt sieht; denn Ihr seid sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte: ob Du gleich meine hübsche Tochter bist, sie gefällt mir. Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide Dich mit besserem Geschmack, so hab' ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte ..."

Einstmals kam die Mode und blieb hübsch lange; es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder ging. In unserer schnell lebenden, stete Abwechselung begehrenden Zeit hat auch die Mode Eile; sie kommt und geht, sie kommt wieder und geht wieder; zum längeren Weilen nimmt sie sich keine Zeit; und man läßt ihr keine Zeit dazu. Die großen Schneider, die, wie alle großen Künstler, ihren Tagen vorauseilen, haben jetzt eine viel schwierigere Aufgabe zu bewältigen als früher; ihr Geist ist in steter fieberhafter Erregung; sie sollen alle Tage Neues, Originelles schaffen. Sie schaffen jetzt das Neue mit Hilfe des Alten; aus Altem und Modernem entsteht ein Neues: die Mode unserer Tage.

Ich besuchte vor Kurzem in Paris einen dieser artistos-tailleurs. Es bereitet schon ein ästhetisches Vergnügen, zu beobachten, wie ein mit Phantasie begabter Mensch mit den Stoffen umgeht, wie er die Spitzen berührt, wie unter seinen künstlerisch formenden Händen im Biegen der Seide, im Raffen des Sammets kleine Kunstwerke des Augenblickes entstehen. An den Wänden des Ateliers sind bunte Modekupfer des vorigen Jahrhunderts befestigt; er läßt sich von ihnen anregen und macht sie seinen Zwecken dienstbar. Niemals kopirt er ein ganzes Modebild; er entlehnt nur eine Kleinigkeit, eine Farbe, einen Ausputz, eine Linie. Das eben unterscheidet den Künstler vom gewöhnlichen Schneider; auch bei uns. Der Schneider spendet mit vollen Händen und beladet seine Erzeugnisse mit Allem, was da auf der Tagesordnung ist. Er will zeigen, daß er ganz genau weiß, was getragen wird; er läßt nichts aus und er kalkulirt so: ist viel „drauf", dann darf auch der Preis entsprechend hoch sein. Der mittelmäßige Schneider — es kann auch die kleine Schneiderin sein — wird auf den Einwand der Kundin, daß irgend Etwas an dem bestellten Gegenstand nicht geschmackvoll sei, ihr nicht

gefalle, prompt die Antwort geben: Das ist aber modern! Das trägt man! Und in Paris — tout comme chez nous — wird die kleine couturière auf irgend einen leisen Tadel eben so bestimmt entgegnen: On ne voit que ça! On ne porte que ça! Mit der Gewißheit, in ihrem Rechte zu sein.

Der Schneiderkünstler, in steter Fühlung mit dem großen Kulturleben der Stadt Paris, steht auf einem ganz anderen Standpunkt. Bei ihm muß man ahnen, was Mode ist; er deutet nur zart an, wo der Andere ausspinselt. Nicht Das, was man trägt, möchte er verarbeiten: sein Streben geht vielmehr dahin, zu errathen, zu kreiren, was man tragen wird. Die allgemeine Mode bedeutet für ihn nur die gemeine Mode. Mit Vorsicht und sicherem Takt stattet er seine Modelle aus. Er sieht sich genau die Trägerin seiner Schöpfungen an und weiß, daß er einer Engländerin mit einem corsage inhabité einen anderen Auspuț zumuthen darf als einer vollbusigen Erscheinung. Er hat längst erkannt, daß ein einwandfreier Sitz und eine weise und diskrete Vertheilung des zu verwendenden Materials mehr werth sind als die theuersten, aber schlecht angebrachten, unpassenden Zuthaten. In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Nie sieht er das Einzelne — einen Rock, eine Taille, einen Paletot —: er hat sofort den Gesammteindruck vor Augen. Entwirft er die Zeichnung eines Kostüms, so zeichnet er unwillkürlich mit dem Modell den dazu passenden Hut; es ist dann unfehlbar der Hut, der zur Toilette gehört. Komponirt er einen Abendmantel, so denkt er dabei an die Farbe des Kleides, die unter der Farbe des Mantels hervorkommen soll; und für die Toilette, die er erschafft, hat er wiederum in Gedanken den Umhang schon in Bereitschaft, der zu dieser Toilette einzig stimmt. Sein geläuterter, veredelter Geschmack läßt ihn bei der Erfindung der Modelle mit Sicherheit das Richtige treffen; er versteht den Geist seiner Zeit und hat die „Freude, die den Schaffenden umschwebt."

Wie ein Vater seine Kinder, wie ein Dichter seine Werke behütet der artiste-tailleur seine créations. Keins seiner Geschöpfe läßt er vor der Zeit aus dem Hause. Weiß er doch nur zu gut, wie schwer ein origineller Einfall geboren und wie leicht er kopirt ist. Denn noch schützt kein Gesetz den großen Modekönigen ihre Einfälle, die doch von der ganzen Welt mit beinahe größerer Spannung erwartet werden als die Geistesprodukte der Modedichter. Die Einfälle der Modekönige! Das ist wieder ein eigenes Kapitel. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß alle Modelle, die unter berühmten Namen in die Welt reisen, in dem Haus entstanden sind, dessen Firma sie tragen. Die großen Schneider der Rue de la Paix und der Place Vendôme sind oft nur Unternehmer, die die Ideen Anderer emporbringen und verbreiten. Es giebt in Paris vielleicht nur ein halbes Dutzend genialer Modeerfinder, die ihre Grundideen den bewährten Modekönigen ins Haus tragen. Auf diesen Grundideen wird nun weiter gebaut. Die geschmackvollen Direktricen arbeiten daran; und der Ideenbringer, der Mann im Schatten, tritt mit schweigendem Verdienst zurück. Er weiß seines Geistes Kinder in der besten Hut und Pflege. Die großen Modefirmen haben zwar den Markt, aber nicht das Genie gepachtet.

Julie Elias.



Einklang.*)

In manchen Nächten sind die weißen Sterne
Von einem wundervollen Glanz durchglüht,
Sie tragen Schmerz und Seligkeit der Ferne
Wie ein Altar, der süß in Opfern blüht,
Und heiße Sehnsucht, die im tiefsten Kerne
Der Welt sich ewig neu um Welten müht;
Und von des Himmels funkelndem Pokale
Vertropft das dunkle Blut der wehen Male.

In solchen Nächten drängt sich kühnes Hoffen
Und feiger Tod in eines Athems Wehn,
Noch hat den Mund ein kalter Hauch getroffen
Und selig kann er doch den Kuß verstehn,
Zu allen Schluchten sind die Thore offen,
Von Licht zu Nacht, von Leben zu Vergehn:
Und was sich sonst im Gegensatz bestreitet,
Ist wie von einem zarten Kranz umbreitet.

In solchen Nächten wusch der Sohn der Götter,
Achilles, jauchzend sich in Hektors Blut,
In solchen Nächten starb dem eitlen Spötter
Belsazer jäh von Gottes Hand der Muth
Und Jesus hing, der Liebe süßer Retter,
In solcher Nacht am Kreuz der wilden Wuth:
In einem Schicksal ward, in einem Klange
Die Dürftigkeit vermählt dem Ueberschwange.

Und leise will das bange Herz erfassen,
Wie Alles nur aus einem Brunnen quillt,
Wie eng des Lebens schattendunkle Gassen
Sich schmiegen an der Gärten Duftgefild,
Bis daß die ungefügen, wilden Massen
Ein Wort erleuchtet, selig macht und stillt:
Aus Lust wird Schmerz und Lust aus Leid geboren,
Was aber Dein war, hast Du nicht verloren.

Doch daß sich ewig Qual und Glück umschlingen
Und, was Du fandst, Du auch verlieren mußt,
Erhöht Dich stolz zu kraftgeschwelltem Ringen
Und reißt das Hemd von Deiner nackten Brust;
Nur Der wird jauchzend goldne Fahnen schwingen,
Wer Lust verlor und Kämpfer ward um Lust.
Doch wer der Seele Kronreif nie begraben,
Vergißt sich selbst im Reichthum seiner Gaben.

*) **Zu der biblischen Dichtung „Der Garten des Lebens", die der junge österreichische Lyriker in diesem Spätherbst bei Cotta erscheinen läßt.**

Blick staunend rückwärts! Wuchs aus Gottes Garten
Entzückung nicht mit tiefster Qual empor?
Des Lebens wundersam verschlungne Arten
Verschloß des Paradieses einzig Thor,
Doch herrlich wagte sich in kühne Fahrten
Erst dann der Mensch, da er den Strand verlor:
In süßer Fülle schlummerten die Säfte,
Doch aus der Sehnsucht wuchsen wilde Kräfte.

Was jäh ihm hinter jenem Thor versunken,
Vergaß er nie, war auch das Glück sein Gast,
Erlöst im Licht, umsprüht von tausend Funken,
Stand schlank und schimmernd seines Traums Palast,
Und wie viel Segen auch sein Herz getrunken,
Es zitterte im Leib und fand nicht Rast,
Verdürstend wird das Herz die Wahrheit trinken,
Doch selig in Vergangenheit versinken.

Des Taumels wundervoll gestählte Sehnen,
Berauschtes Blut gab die Erinnerung,
Der Gärten Weiher, Traum von weißen Schwänen,
Verschlungner Liebeswege großer Schwung
Ergänzten hold im Wunsch der heißen Thränen
Und wünschend wirst Du wieder kühn und jung:
Bis daß am Ziel erschreckt die Augen lesen,
Wie nur der Wunsch Dein großes Glück gewesen.

Denn ewig einem Paradiesesthale,
Draus Du verjagt, treibt Dich die Sehnsucht zu,
Noch weinbekränzt, entsagst Du dem Pokale
Und träumst von einer süßern Rebe Du,
Doch schlürfst Du morgen aus der andern Schale,
Das Gestern schluchzt in Deine neue Ruh;
Dies aber ist der Fluch von Adams Fluche:
Daß findend Deine Seele ewig suche.

Suchende Seele! Bebend wird der Saiten
Verträumter Harfenklang mit Dir sich schwingen,
Zurück in jener tiefen Ewigkeiten
Verwirrte Fülle Deine Sehnsucht singen,
Wie große Augen, die durchs Dunkel gleiten
Und fromm ihr Leuchten in das Dunkel bringen:
Bis daß der Sehnsucht süße Kostbarkeiten
Sich wie ein Teppich um die Bibel breiten.

Wien. **Hans Müller.**



Die neuen Russen.

Herr Geheimrath von Mendelssohn, Mitglied des preußischen Herrenhauses, ist in Zarskoje Selo vom Kaiser Nikolaus empfangen worden. In dieser Form haben selbst ernste deutsche Blätter neulich eine russische Meldung weiterverbreitet, die nun klang, als habe der gerade jetzt doch recht arg geplagte Zar Zeit zu gründlichen Studien über die Einrichtung einer Kammer der russischen Peers gefunden. Hätte man, wie sichs gehörte, gesagt, Geheimrath Mendelssohn, der Chef der Firma Mendelssohn & Co. in Berlin, sei vom Zaren empfangen worden, dann hätte sogar der des Lesens kundige Mushik gewußt, daß es sich um Geld, um viel Geld handle. Schon dreimal wurde im Lauf der letzten Wochen der Abschluß einer neuen Riesenanleihe aus Petersburg gemeldet; jedesmal aber folgte der Meldung ein Dementi. Die letzte Meldung brachte der Standard. Aus der Luft gegriffen konnte sie schließlich nicht sein. Solche Audienzen sind immer ein sicheres Zeichen, daß eine neue Anleihe kommt; und sollte es noch Zweifel geben: Kaiser Nikolaus wäre nach seinem ganzen Wesen die zur Ueberredung ängstlicher Bankiers ungeeignetste Persönlichkeit. Ein Finanzmann braucht, wenn er in einer kritischen Zeit der Einladung eines großen alten Kunden folgt, ja noch keine ernsthaften Absichten mitzubringen. Der Empfang im Zarenpalast beweist aber, daß vorher wichtige Entscheidungen gefallen waren.

Anleihereisen ins Reich unserer östlichen Nachbarn hat nun Herr von Mendelssohn wohl noch niemals gemacht, ohne vorher im Auswärtigen Amt anzufragen, ob solche Anleihe im Augenblick auch nicht unerwünscht sei. Zwischen diesem Amt und den deutschen Finanzherrschern ist das Verhältniß aber durchaus nicht so fest und so innig, wie die Phantasie des großen Publikums träumt. Das hat seine guten, freilich aber auch seine üblen Seiten. In Frankreich ist jeder, selbst der allzu flotte Unternehmer der stärksten Initiative seines Botschafters sicher; schon die Konsuln sind fast täglich zu Privatgefälligkeiten gezwungen. In Deutschland ists anders. Gut und nützlich aber wäre es, wenn auch bei uns, wie in England, Diplomatie, Großhandel und Großfinanz sich oft in rückhaltlosen Aussprachen verständigten, bei denen es weder hoheitvolle Winke noch andeutendes Geblinzel gäbe. Bei uns werden seit einiger Zeit die Börsenkommissare der Ehre geheimer Missionen gewürdigt. Als die Herren Bülow und Witte in Norderney verhandelten und in Paris die ersten russischen Schatzbonds emittirt wurden, tauchten diese Kommissare plötzlich, ganz unerwartet, in manchen deutschen Bankhäusern auf. Der Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland schien nämlich einen Augenblick schwierig geworden und Betheiligungen an dem pariser Konsortium wurden deshalb als nicht erwünscht bezeichnet. Die Häuser, die sich schon engagirt hatten, bereuten es später (mit zwei Prozent Nutzen); und die zur selben Zeit den Franzosen von Berlin ausangebotenen Reichsschatzscheine wurden mit höflichem Dank abgelehnt. Mit der Auskunft des Börsenkommissars hätte Herr von Mendelssohn sich nun gewiß nicht begnügt; ich bezweifle aber, daß er irgendwo mehr gehört hat als die Versicherung, dem Abschluß einer Russenanleihe stünden „diesseits“ keine Bedenken entgegen. Mit solcher kühlen Formel pflegt unsere Regirung sich in diesen Fällen zu dem beschränkten Unterthanenverstand herabzulassen. Oft genug blutet ja das Herz der preußischen Bureaukratie, wenn sie wehrlos mitansehen muß, daß so viel schönes Geld ins

Ausland fließt. Kurzsichtige Pedanterie erkennt weder den Werth großer Bankgewinne, die doch einer stattlichen Aktionärschaar Dividende bringen, noch den Nutzen höherer Zinsen für zahllose Kapitalisten. Mit einem großen und trotz allen Schwierigkeiten mächtigen Nachbarstaat kann man aber kaum in dauernder Freundschaft leben, wenn man seinen Nothanleihen die Grenze sperrt. Der Politiker konnte nur sagen: Wir haben gegen Euren Anleiheplan nichts einzuwenden.

Als Herr von Mendelssohn gen Petersburg fuhr, nahm er aber nicht nur die Zusicherung amtlicher Neutralität mit, sondern noch etwas Wichtigeres: Herrn Fischl. Die Thatsache, daß ihn dieser Herr, der Vielen als sein tüchtigster Mitarbeiter gilt, begleitete, beweist allein schon, daß es sich nicht etwa um eine nur aus Höflichkeit unternommene Reise handelt. Warum sollte auch nichts aus der Anleihe werden? Selbst der reichste Geschäftsmann wird gern noch reicher; die Gefahr, mit dem übernommenen Papier sitzen zu bleiben, ist bei dem Gemüthszustande des Publikums so ziemlich ausgeschlossen; und Gewissensbisse wegen Anbietens einer minderwerthigen Waare können gar nicht erst entstehen. Wie es in Rußland aussieht, in der Verwaltung und auf dem Kriegsschauplatz, und ob eine nahe Einstellung des Zinsendienstes zu fürchten ist: Das kann jeder einigermaßen gebildete Mensch eben so gut beurtheilen wie die Unterzeichner des künftigen Anleiheprospektes. Nicht auf Detailkenntnisse kommt es dabei an, sondern auf die Beantwortung der Frage, ob man der finanziellen Entwickelung des Zarenreiches mit Vertrauen oder Mißtrauen entgegensieht. Wird der Krieg, wie er auch enden möge, die Staatsfinanzen ruiniren? Werden die Gläubiger, namentlich die Franzosen, geduldig bleiben oder ist zu fürchten, daß sie eines Tages beträchtliche Theile ihrer russischen Papiere verschleudern? Ist der Golddienst für die Zinsen unbedingt sicher? Wäre im schlimmsten Fall nicht wenigstens noch für ein paar Jahre die volle Auszahlung gewiß? Gerade diese letzte Frage, die nicht sehr logisch klingt, ist jetzt brennend. Denn sobald es sich um Schatzbonds handelt, dürfte eine Frist von fünf Jahren nicht überschritten werden; und die Weisheit des mobilen Kapitales wird wohl kaum glauben, daß ein Koloß in so kurzer Zeit zusammenbrechen könne. Wie die Bankiers des Russenkonsortiums darüber denken, ist ganz gleichgiltig; sobald das Publikum Lust zu der Sache hat, ist die Milliarde Francs untergebracht.

Alles kommt wieder einmal auf die Form an. Vor wenigen Monaten noch wäre eine wirkliche Anleihe, vierprozentig und nur etwas unter Pari, möglich gewesen; wenigstens nach der Meinung Erfahrener. Jetzt, nachdem die Mängel der Verwaltung so offenbar geworden sind, ist eine wirkliche Anleihe schwer durchzusetzen; sie wäre sogar mit Unterpfändern kaum denkbar: und der Stolz der Russen würde sich zu solchem Zugeständniß gar nicht herbeilassen. Diesen Stolz hat Herr Witte genährt. Ihm gelang es, den ausländischen Syndikaten Kurse zu diktiren, die nur durch den rastlosen Wettbewerb der Vermittler erklärlich werden und die angesichts eines fast völlig geschlossenen Marktes — des französischen — von vorn herein zu hoch gegriffen waren. Als Oesterreich in kritischer Zeit eine Anleihe aufnahm, mußte es sich mit sehr ungünstigen Bedingungen begnügen und froh sein, daß aus der Sache überhaupt Etwas wurde; und 1866 hatte es zum Krieg überhaupt kein fremdes Geld aufzubringen vermocht. Rußland dagegen, dem der asiatische Feldzug ungeheure Ausgaben aufbürdet und dessen Ver-

waltung noch viel schlechter ist, als die des alten Habsburgerreiches damals war, bekommt trotz Alledem stets, was es haben will, zu Preisen, die früher den besten Ländern nicht einmal in Friedenszeiten bewilligt wurden. Die Verhältnisse haben sich eben geändert. Die Welt ist reicher geworden; sie hat heute ungleich mehr Gold, also Geld, als vor fünfundzwanzig Jahren. Deshalb giebt es auch keine sicheren Anlagen mehr, mit denen eine gute Verzinsung zu erlangen ist. Dadurch wird ja die drängende Nachfrage nach Goldargentinern und Silbermexikanern erklärt, die sich noch mit etwa sechs Prozent verzinsen.

Wenn Rußland fünfprozentige Schatzbonds zu ungefähr 95 emittirt, die nach fünf Jahren zurückzuzahlen sind, so würden die Zeichner mit ihrem Geld sechs Prozent machen. Denn die Rückzahlung wäre doch zu Pari; der Zwischenkurs von fünf Prozent, auf fünf Jahre vertheilt, ergäbe also ein Prozent pro Jahr. Da außerdem Schatzbonds, seien es nun italienische, portugiesische, rumänische, noch immer bezahlt worden sind und das Publikum Geld daran verdient hat, so würde der fromme Glaube an die russische Herrlichkeit auch noch durch die Erfahrung gestützt werden. Börse und Bank lassen sich gern mit solchen Ammenliedern einschläfern. Die stärkeren, also auch älteren und gewitzigten Anlagesucher sagen sich ferner, daß die russischen Budgetverhältnisse zwar schlechter werden können, in fünf Jahren aber eine Katastrophe kaum zu fürchten ist. In diesem Lustrum aber kann Jeder seine Schatzbonds, die wegen ihres weiten Marktes gern gesehen sind, so oft verkaufen und wieder zurückkaufen, wie die aus Rußland einlaufenden Nachrichten ihn zu solchen Schritten treiben.

Der weite Markt der Schatzbonds ist und bleibt die Hauptsache. Mehr als ein paar hundert Millionen wird man hoffentlich dem deutschen Kapital nicht zumuthen. Unsere Aufgabe kann ja nicht sein, den mit Russenanleihen überladenen Franzosen in ihrem Papiergefängniß Gesellschaft zu leisten. Je fester sie in diesem Gefängniß eigener Konstruktion, zwischen diesen selbst gebauten Papiermauern sitzen, um so zufriedener können wir uns der Freiheit freuen. Die Franzosen — richtiger: die französischen Banken — halten, trotz Kriegsgefahr und Sturmgebraus, die Russenkurse. Das Wort, wenn Schwarzbrot zu theuer sei, könne man Kuchen essen, stammt ja aus Frankreich. Die pariser Bankiers wissen, daß größere Verkäufe eine Panik oder mindestens eine fühlbare Senkung des Kursniveaus bewirken würden, und halten sich deshalb ruhig, stellen sich beinahe sorgenlos, um die Milliarden ihrer Russenwerthe nicht zu gefährden. Nur billig ist darum aber auch die Forderung, daß diese pariser Banken an der Unterbringung der neuen Schatzbonds mithelfen, ja, sogar den Haupttheil übernehmen müssen. Sonst versagt der Markt; Rußland müßte sich um jeden Preis Geld verschaffen oder könnte seinen ausländischen Gläubigern nicht mehr die Zinsen zahlen. Die Franzosen dürfen sich nicht sträuben; sie müssen die neue Transaktion mitmachen. Sie sind in der Lage des Soldaten, der zwei Gefangene gemacht hat und von ihnen nicht mehr losgelassen wird.

Nur eine internationale Betheiligung — von Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich — würde einer Milliarde russischer Schatzbonds zu sicherer Unterkunft verhelfen. Weiter reicht die russische Interessensphäre nicht. England und Amerika geben ihr Geld den Japanern, die nach dem Zwischenfall an der Doggerbank wohl wieder auf Nachschüsse hoffen dürfen. Die berliner und pariser

Herren, die in Petersburg verhandelt haben, brauchen ja übrigens nicht erst ein neues Konsortium zu bilden; die alten Konsortien sind bereit und würden auf die erste Anfrage eine überreichliche Heeresfolge finden. Alle Banken und Bankiers, mögen die Chefs noch so schlecht über Rußland und dessen kleine und große Plehwes denken, werden gern mitgehen, da sie zwar ihren Feinden nicht helfen möchten, aber mit besonderem Vergnügen an ihnen verdienen würden.

Was aber würde ohne das von dem unerschütterlichen Vertrauen des Kontinentes gelieferte neue Geld aus der russischen Schuldenmasse? Könnten die Zinsen in voller Höhe ans Ausland gezahlt werden, wenn der Krieg noch zwei Jahre dauerte? Gewiß würde Frankreich seinen sehr theuren Alliirten beständig zum Friedensschluß drängen. Wenn Rußland aber mehr als auf die Goldzahlung auf die Ehre hält, den Krieg siegreich durchzuführen? Was geschieht dann? Und noch andere Fragen pochen an. Während des kubanischen Krieges stieg das Goldagio in Madrid bis auf fünfzig Prozent; die Spanier waren also in der bösen Lage, ihre Aufkäufe in der Fremde von vorn herein um fünfzig Prozent theurer bezahlen zu müssen. Rußland hat bisher noch kein Agio; aber selbst die ungefärbten Berichte lassen in der Militär- und Marineverwaltung so schlimme Mißstände erkennen, daß man annehmen darf, Rußland müsse Alles, was es zum Krieg braucht, um mehr als fünfzig Prozent überzahlen. Ich stütze mich auf zuverlässige Meldungen, die von bekümmerten Patrioten kommen. Vielleicht sehen sie die Dinge zu schwarz; ist aber auch nur der zehnte Theil der Dinge wahr, die ihnen so tiefen Schmerz bereiten, dann weiß ich wirklich nicht, wie die russische Verwaltung über die jetzige Fährniß hinauskommen soll. Pluto.

Horrido!

Zwei Jahre sind verstrichen, fast schon zwei Jahre, seit in unser Ohr die Schreckenskunde drang, im berliner Thiergarten solle ein Platz, der den Namen Großer Stern trägt, mit neuen Denkmalen besetzt werden. Eine Fortsetzung der Puppenallee, dachte Mancher; ging in sein Kämmerlein und weinete bitterlich. Die Pläne, hieß es, seien schon fix und fertig; der Kaiser, dessen Haupt der Gedanke entsprungen sei, habe die Motive zu den fünf geplanten Gruppen selbst bestimmt, die Arbeit an „bewährte Künstler" vertheilt und sich die Genehmigung der Entwürfe vorbehalten. Thiergarten, Jagdrevier der altbrandenburgischen Fürsten: also Jagdgruppen. Wieder ein herrlicher Tag in Sicht. Zwar giebts seit anderthalb Ewigkeiten im Thiergarten außer Pleinairprostituirten kein jagdbares Wild mehr (und selbst eine Razzia erstreckt sich, in milden Sommernächten, kaum bis in den Strahlenkreis des Großen Sternes). Doch im berliner Schloß war ja das Wort gefallen: „Die berliner Bildhauerschule steht auf einer Höhe, wie sie wohl kaum je in der Renaissancezeit schöner hätte sein können". Vielleicht würden auch wir Blinden es diesmal merken. Seltsam klang nur die Behauptung, die Arbeiten seien schon vergeben; denn noch hatte der Kultusminister das dazu nöthige Geld nicht vom Landtag erbeten. Wenn die Abgeordneten nun, weil sie nicht vorher gefragt waren, die Forderung ablehnten? Die Wissenden blinzelten schelmisch. Die Sache

komme gar nicht in den Landtag. Also bezahlt der Kaiser die Künstler und schenkt die Gruppen der Hauptstadt? Auch nicht. Die Große Berliner Straßenbahn giebt das Geld; für die Denkmale, die Monumentalbänke, die Gärtnerarbeit. Und die Aktionäre dieser oft gescholtenen Verkehrsgesellschaft werden das Bronzeopfer gern bringen. Denn der Straßenbahnverwaltung war befohlen worden, für die Strecke am Großen Stern auf die Oberleitung zu verzichten und den elektrischen Strom von unten heraufzuleiten. Das wäre sehr theuer geworden. Der Befehl wurde aber zurückgenommen, als die Gesellschaft sich bereit erklärte, den Platz auf ihre Kosten nach dem Plan des Kaisers zu schmücken; und dabei kommt sie, trotzdem sie ihre Linien um den Platz herumführt, immer noch beträchtlich billiger weg. Weil er sich dieses Entschlusses (den man nach einer Anstandspause sogar hochherzig nennen konnte) freue, habe der Kaiser neulich die Fabriken des Herrn Isidor Loewe besucht, des Patrons der Straßenbahn, der jetzt ja auch einen Rothen Adler unter dem Leunantlitz trägt. Die Geschichte stammte nicht aus einer südamerikanischen Republik: sonst wäre sie durch alle Witzblätter gegangen; sie war in Preußen passirt: brauchte also nicht beachtet zu werden. Urpreußisch ist sie eigentlich aber nicht. Oder giebt es Beispiele dafür, daß der Staat Preußen von Aktiengesellschaften Werthgeschenke angenommen, von der Gewährung solcher Geschenke seine Anordnungen abhängig gemacht hat? Daß amtliche Verfügungen zurückgezogen wurden, weil die davon bedrohte Firma sich verpflichtete, Tribut zu zahlen? War die unterirdische Stromleitung unnöthig, dann durfte die Behörde sie nicht fordern; war sie aber nöthig, dann durfte der Verkehrsminister, der ja nicht mehr im Dienst des Herrn Loewe, sondern Preußens ist, nicht dulden, daß die Forderung — noch dazu wegen des Gruppengeschenkes — zurückgezogen wurde. Aber am Ende war die ganze Mär nur boshafte Erfindung? Doch wohl nicht. Sie wurde nicht dementirt. Niemand fragte laut, wer den Sternschmuck bezahle. Niemand zweifelte, daß die Große Berliner mit dem Geld (in Bronzewährung) ihre Oberleitung von der Lebensgefahr losgekauft habe. Und ich schlug im Lenz des Jahres 1903 vor, unter die Hauptgruppe in leuchtenden Goldlettern die Inschrift zu setzen: „Die dankbaren Aktionäre der Großen Berliner den huldvollen Oberleitern des Vaterlandes."

Das ist leider nicht geschehen. Und als die Gruppen jetzt enthüllt waren, suchte ich in den Zeitungen vergebens ein armes Wörtchen über den Spender so köstlicher Gaben. Nichts. Nicht die leiseste Andeutung. In einzelnen Berichten stand aber, in der Festgesellschaft seien auch die Häupter der Straßenbahn sichtbar gewesen. Das genügt. Die Große Berliner hat die Sache bezahlt und ihre Oberleitung behalten.

Wir haben keinen Grund, ihr dankbar zu sein. Schade um den hübschen Platz. Früher anständig, mit ruhigen Rokokohecken; jetzt ein Gräuelort. Der alte ehrliche Pietsch, Professor, Ritter hoher Orden und Verfasser des bezahlten Reklamebuches „Der Kaiserkeller, ein Gasthaus ohnegleichen", hat die Gruppen gelobt. Wer je auch nur einen Hauch echter Kunstkultur spürte, wird sich schaudernd von diesen Leistungen wenden. In Berlin lebt der beste Thierbildhauer Deutschlands: Herr August Gaul; natürlich bekam er keinen Auftrag. Er gehört zur Sezession, also, nach des Kaisers Meinung, zu den Leuten, die „in den Rinnstein niedersteigen." Nur „bewährte Künstler" wurden herangezogen. Männer, von deren Puppenalleethaten Wilhelm der Zweite gesagt hat: „Das ist beinahe so gut, wie es vor neunzehnhundert Jahren gemacht worden ist" (wo bekanntlich nichts Sehenswerthes gemacht wurde) und: „Der Eindruck, den die Siegesallee jetzt auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender." Vielleicht waren sie dies-

mal noch unfreier. Jedenfalls weiß der Betrachter zunächst nicht, ob er über dieses erbärmliche Zeug lachen oder weinen soll. Ganz klein, als porzellanener Kaminputz, ginge es halbwegs; in Bronze, in Riesendimensionen, in solcher Häufung wirkts wie schlechte Einzugsdekoration. Schlimm war schon die Wahl der Motive. Theaterszenen, nicht Jagdbilder. Verzerrte Gesichter; Affektposen, die nur Minuten dauern könnten. Die Hauptgruppe einfach zum Heulen komisch. Die Vision des Heiligen Hubertus von Lüttich sollte dargestellt werden. Künstliche Felsen, wie sie in billigen Gartenkneipen beliebt sind. Unten Blindschleichen und Frösche, Raaben und Eulen. Oben ein Vierundzwanzigender, der zwischen dem Geweih ein silbernes Kreuz trägt; ein massives Kreuz, dem nicht nur der güldene Glorienschein, dem überhaupt alles Visionär-Mystische fehlt. Und vor diesem Thier (das der Beschauer für einen Hirsch halten soll) kniet ein geschniegelter Bühnenbaryton, der Schrecken und Inbrunst markirt. Alles nicht um ein Haar besser als in einem Dutzendbilderbuch. Nun stelle man sich noch vor, daß diese süße Scheusäligkeit dicht am Gleis einer stark benutzten Straßenbahnlinie steht.

Als die Siegesallee geliefert war, schien Schlimmeres nicht zu fürchten, in Angstträumen nicht zu ersinnen. Da kam der Rolandbrunnen. Der Wagner des Parfumeur-Chemikers Leichner. Die lächerliche Verunstaltung des Platzes hinter dem Brandenburger Thor. Der Große Kurfürst als Knabe. Luisens Aeltester als jüngster Lieutenant. Am Goldfischteich ein Vierteldutzenddenkmal (Beethoven, Mozart, Haydn), das man sehen muß, ums für möglich zu halten. Kaiser Friedrich-Museum nebst Kaiser Friedrich-Denkmal (Beides über jeden Begriff miserabel). Gehts so noch ein Weilchen weiter, dann wird Berlin unbewohnbar; kultivirten Menschen ein Spott. Und es geht weiter. Schinkels Schauspielhaus, unser schönstes Theater, wird zu Schanden renovirt, Knobelsdorffs Opernhaus, gegen den Widerspruch aller Sachverständigen, niedergerissen und von der Spree her dräut schon, all in seiner Abscheulichkeit, der neue Dom. Die Sache ist bitterernst und längst nicht mehr mit Witzen abzuthun. In Berlin wohnt Messel, ein Schöpfer als Architekt, auf dem Gebiete der Innendekoration ein Künstler von feinstem Stilgefühl; in München wirkt Seidl, in Dresden Wallot, in Stuttgart Fischer. Auch an tüchtigen Bildhauern fehlts in den Tagen Klingers und Hildebrands nicht. In der Hauptstadt des Deutschen Reiches aber werden Millionen für Bauten und Denkmale weggeworfen, die ein künstlerisch empfindendes Geschlecht vom Antlitz der entweihten Erde reißen muß. Ein kraftloser, phantasieloser Greis baut den Dom. Der Riesenauftrag des Opernhausbaues ist einem Herrn zugedacht, der in Wiesbaden die gespreizte Prunksprache der pariser Oper in den Jargon eines norddeutschen Maurerparlirers übersetzt hat. Und die Denkmale ... Man braucht nur vom Brandenburger Thor zu dem neuen Roon, von dort nach dem Goldfischteich, an dem Roland, dem Wagner, dem kleinen Wilhelm, der Handlangerbank (zwischen Luise und ihrem Friedrich Wilhelm) vorbei, bis nach dem Großen Stern zu gehen, um zu erkennen, wie herrlich weit wirs gebracht haben. Und diese protzigen Stümpereien werden als hehre Muster bezeichnet. Erste Künstler werden barsch abgekanzelt und müssen, knirschend und oft auch hungernd, dulden, daß der Fremde das Urtheil fällt: Deutschland hat keine Talente; sonst wären nicht Solche zu sichtbarem Wirken erwählt.

Revenons. Zu dem Straßenbahnhubertus. Der ist nicht nur spottschlecht, sondern paßt auch gar nicht zwischen die anderen Gruppen. Seit er den Hirsch mit dem strahlenden Silberkreuz im Goldgeweih sah, hat der Heilige Hubert ja der Jagdlust, als einem unchristlichen Vergnügen, entsagt. Er hätte die hitzigen Jäger verdammt,

die rechts und links von ihm Stier und Eber, Fuchs und Hasen bedrohen. Und der Platz soll doch die Jagdfreuden verherrlichen. Die Enthüllung wurde als Jägerfest gefeiert. Gardeschützen und Gardejäger (denen die zweijährige Dienstzeit ja zu solcher Schaustellung Muße läßt) waren fürs Spalier aufgeboten. Zwanzig Oberförster aus den Hauptjagdrevieren des Kaisers nach Berlin kommandirt. Der Monarch, seine Söhne, Minister, Generale, der ganze Hoftroß in Jagduniform, deren Farben sogar die kleinste Prinzessin trug. Jägerhemden nicht de rigueur. Doch abends théatre paré (so heißts wirklich noch immer im berliner Hofküchenfranzösisch): „Der Freischütz." (Ehrbare Frauen mußten, um das Eintrittsgeld nicht zu verlieren, in der Theatergarderobe ihre Taillen zerfetzen, Mull- oder Spitzeneinsätze herausreißen, weil „ausgeschnittene Kleider" vorgeschrieben waren, die doch nur im engen Bezirk der Hofgesellschaft von alternden Damen getragen werden). Vorher ein Jägermahl mit einer Rede des Kaisers, die in den Satz ausklang: „Wir Alle folgen dem einen schönen Grundsatz, unser Wild zu hegen und zu pflegen, es waidmännisch zu jagen und in ihm, dem Geschöpf, den Schöpfer zu ehren". Einen nicht leicht zu enträthselnden Satz. Ehrt man den Schöpfer, wenn man das Geschöpf hetzt und niederknallt? Aber Graf Bülow hat gewiß schon eine „authentische Interpretation" bereit und ist zu dem Beweis gerüstet, daß sein Herr das Selbe sagen wollte wie der Große Fritz, als er schrieb, die Jagdleidenschaft sei ihm wider die Natur. (Für Citate noch zu empfehlen: Voltaires Verurtheilung der „das Menschengefühl für die Mitgeschöpfe tötenden" Jagd; und Raimunds berühmter Satz: „Der Hirsch weint wie ein Mensch, wenn er zu Tod gepeinigt wird; und seit ich dieses Schauspiel sah, hab' ich die Jägergrausamkeit verloren"; außerdem die Sprüchesammlung der Thierschutzvereine.) Bertrands Sohn Hubert wäre trotzdem vielleicht nicht zufrieden gewesen. Der trieb das edle Waidwerk nur bis zu dem Tag der erleuchtenden Gnade und hielt es, als Bischof von Tongern, seit dieser dritten Novemberdämmerung für ein frommer Christenmenschen unwürdiges Thun. An seine Stelle gehört Ludwig Capet der Sechzehnte, der für Jagden jährlich zwölfhunderttausend Francs ausgab und in vierzehn Jahren 1254 Hirsche und 189151 andere Thiere schoß; anno 1781 an einem Augusttag 460 Stück, wie er stolz in sein Jagdbüchlein schrieb. Der würde auch besser als ein Einzelner, der dem Hirsch ins Felsgestein nachklettert, den Parforcejäger von heute repräsentiren, dem das Wild in Schaaren vor die Flinte getrieben wird und der nur loszudrücken braucht, um der Jagdbeute sicher zu sein. Die Aktien der Großen Berliner sind in den letztn Wochen ja wieder gestiegen. Sie kann sich jetzt sogar den Luxus einer sechsten Sterngruppe leisten. Und wenn sie diesmal nicht nur zahlt, sondern auch den Bildhauer wählt, kann die Gruppe des Loewe-Concerns die Ehre deutscher Plastik retten.

Vor fünfundvierzig Jahren schrieb Anselm Feuerbach in sein Tagebuch: „Monarchen, die selbst die Kunst auszuüben geruhen, sind immer ein Unglück für die dadurch betroffenen Länder. Da Höchstdieselben nie über den Dilettantismus hinauskommen, bedürfen sie solcher Leute, die ergeben sind zu loben verstehen; und dazu giebt sich ein wirklicher Künstler nicht her. Durch Hochdruck von oben wird demnach die Mittelmäßigkeit protegirt und die Wohldienerei stößt in die falsche Ruhmesposaune." In dem selben Sinn hatte in Preußen lange vorher schon der alte Schadow gesprochen. Recht deutlich sogar. Als er Friedrich Wilhelm den Dritten einst durch die Kunstausstellung führte und der König beinahe stolz auf ein schlechtes Bild wies, das er gekauft habe, sagte der Akademiedirektor so laut, daß ihn das Gefolge hörte: „Majestät thäten besser, hierüber zu schweigen; denn Ehre haben Majestät mit diesem Kauf nicht eingelegt."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Zur gefl. Beachtung!

Dieser Nummer ist ein illustrierter Prospekt beigeheftet des **Medicomechanischen Institutes ZANDERSAAL, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.** Wir verweisen darauf, weil dieses modernste, Heil-, hygienischen und kosmetischen Zwecken gewidmete Institut der Körper- und Gesundheitspflege, wegen seiner intim vornehmen, aber zugleich praktischen Einrichtung für Bewegung, Massage, Elektrisation, Licht- und Wasser-, Medizinal- und kosmet. Bäder in dem vielbestaunten Prunkhofe von Altbayern das besondere Interesse unserer Leser und Leserinnen verdient.

Ausserdem liegt ein illustrierter Prospekt bei der **„Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt Hermann Ehbock“ in Berlin W. 50, Geisbergstr. 29** über empfehlenswerte Werke dieses Verlags. Besonders bemerkenswert sind darunter die Neuerscheinungen von **Marie v. Ebner-Eschenbach,** — (dieses Buch zeichnet sich durch ganz eigenartige geschmackvolle Ausstattung aus) —, **Luise Westkirch, A. v. Hanstein, Fritz Döring** u. a.

Bei Benutzung des eingedruckten Bestellzettels bitten **wir den Titel unseres** Blattes anzugeben.

Sowie ein Prospekt der

Deutschen Thee-Plantage der Gebrüd. Eck auf Ceylon,

deren **Thee** sich bereits sehr gut eingeführt hat.

Für Inserate verantwortlich: Rob. König, Berlin. Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.